



Inhalt

2	<i>Zur Einführung</i> <i>Roger Mielke: Maria</i>
	<i>Essays</i>
6	<i>Horst Folkers: Ein vierfaches Evangelium im Magnifikat?</i>
18	<i>Petra Reitz: MARIA als von Gott gebeteter Mensch – Maria bei Luther (1483–1546) und den Lutheranern</i>
28	<i>Andreas Müller: Maria in orthodoxer Theologie und Frömmigkeit</i>
39	<i>Horst Gorski: Zwischen den Konfessionen</i>
44	<i>Manfred Gerland: Gott empfangen und zur Welt bringen – Evangelische Annäherungen an Maria</i>
	<i>Stimmen der Väter</i>
51	<i>Heiko Wulfert: Altkirchliche Marienexte</i>
	<i>Miszellen</i>
58	<i>Frank Lilie: Maria gehört allen Christen</i>
61	<i>Sebastian Scharfe: Maria im Stundengebet – Erinnerungen</i>
64	<i>Thomas Michael Kiesebrink: Zur Entstehung des Dogmas der immerwährenden Jungfräulichkeit Marias</i>
67	<i>Sabine Zorn: Die Pietà – Eine Annäherung</i>
70	<i>Reinhold Fritz: Glauben an Gott</i>
	<i>Rezensionen</i>
73	<i>Wunibald Müller: Warum ich dennoch in der Kirche bleibe</i>
74	<i>Freddy Derwahl: Abenteuer Einsamkeit, Moderne Einsiedler</i>
76	<i>Anschriften</i>
77	<i>Impressum</i>



Maria. Zur Einführung

von Roger Mielke



*»Ihr habt den alten Menschen mit seinen Werken ausgezogen und den neuen angezogen, der erneuert wird zur Erkenntnis nach dem Ebenbild dessen, der ihn erschaffen hat.«
Kolosser 3,9f.*

*»Definieren läßt sich der Mensch hingegen als Dogmen verfertiges Tier. [...] Sieht sich der Mensch in Gedanken als Gott, der selbst keinerlei Glauben hat, aber auf alle Religionen hinabblickt – dann sinkt er nach und nach zurück in die Unentschiedenheit der streunenden Tiere und die Bewußtlosigkeit der Gräser. Bäume haben keine Dogmen. Rüben sind extrem weitherzig.«
G.K. Chesterton¹*

Mit diesem Heft in der Fastenzeit 2018 tritt »Quatember« in seinen 82. Jahrgang ein. »Quatember« trägt den Untertitel »Vierteljahreshefte für Erneuerung und Einheit der Kirche«. Dieser Untertitel markiert Aufgabe und Anspruch zugleich: »Quatember« soll der »Erneuerung« und der »Einheit der Kirche« dienen.

Sieht man auf die Beiträge dieses Heftes, mag sich die Frage nahelegen, ob nicht das eine, die »Erneuerung«, aus dem Blick gerät und damit dann auch das andere, die »Einheit«, verfehlt wird. Herrscht nicht ein historisierender Grundzug, eine rückwärts-gewandte Beschaulichkeit, die gerade nicht ernst nimmt, was der Christenheit unserer Tage als Aufgabe sich aufdrängt und nur in tief gegründeter Verbundenheit der christlichen Traditionen und Konfessionen bestanden werden kann?

Gerade in dieser Perspektive aber wird fraglich, ob unsere Vorverständnisse von »Erneuerung« und »Einheit« ausreichen. Die alles durchdringende Technisierung, Mobilisierung und Verfügbarmachung zu verstehen, der damit einhergehenden Granulierung² aller Lebensgestalten zu entgehen, dafür reichte »Erneuerung« als ein simples »aggiornamento« nicht aus. Verantwortete

¹ Gilbert Keith Chesterton, Ketzer. Ein Plädoyer gegen die Gleichgültigkeit, Frankfurt/Main 2004, S. 242 f.

² Christoph Kucklick, Die granulare Gesellschaft. Wie das Digitale unsere Wirklichkeit auflöst, Berlin 2016

Zeitgenossenschaft müsste sich vielmehr daran ausweisen, dass sie die in den Quellen der geistlichen Überlieferung lebendigen Widerstandskräfte erschließt, erprobt und der Selbstgefährdung des »Homo Deus«³ entgegensetzen vermag. Ob dies allerdings wirklich gelingt, ob die Zuwendung zu den geistlichen Traditionen dieser Aufgabe der geistlichen Beheimatung und »Einwurzelung«⁴ wirklich dient, oder ob sie sich in antiquarischen Manien und musealen Interessen des Sammelns und Klassifizierens verliert, kann sich nur im Vollzug und in der Erprobung, im »Üben« zeigen.

Deutlich ist, dass »Erneuerung« der Kirche nicht, oder zumindest nicht in erster Linie, in der Metapher der »Übersetzung« gedacht werden kann, als sei es Leistung einer bemühten Kirche, als abständig betrachtete Gehalte sprachlich so zu variieren oder zu manipulieren, dass sie im wie selbstverständlich vorausgesetzten Horizont der Gegenwart einfachhin verständlich würden. Bei allem zugestanden Erleben von Fremdheit in der Begegnung mit einem biblischen Text, dem apostolischen Glaubensbekenntnis oder dem Kleinen Katechismus, sind diese »Quellen« doch nicht einfach versiegt und ausgetrocknet. Sie sind – zumindest auch – gegenwärtig und wirksam und prägen das Leben von Christinnen und Christen, von christlichen Gemeinden und Gemeinschaften. Nicht um eine »Übersetzung« von der vermeintlich undeutlichen und abständigen Sprache des Glaubens in die vermeintlich eindeutige und präsente Sprache öffentlicher Vernunft ginge es dann, sondern um das hörende, fragende und erprobende »Gespräch«, das der formenden Kraft der lebendigen Erfahrung vertraut.⁵ Darin kann dann das biblische Bild der »Erneuerung« aufleuchten. In diesem Bild ist Erneuerung zuerst als Geschenk und dann erst als Aufgabe vor Augen gestellt. Erneuerung verdankt sich nach der tiefgründigen Auslegung Julius Schniewinds immer dem Handeln Gottes, das neue Wirklichkeit setzt, die hier gemeinte »Erneuerung« ist endzeitliche »Anakainosis« (Römer 12,2), Erneuerung, die nicht veraltet, sondern neu bleibt:

»Diese neutestamentlichen Anschauungen (scil. von »Erneuerung«, RM) sind streng eschatologisch. Sie bedeuten, dass in Christi Tod und Auferstehung die Gott feindlichen Mächte des gegenwärtigen Äons überwunden sind, damit auch der alte Mensch;

*Verantwortete
Zeitgenossen-
schaft müsste
sich vielmehr
daran ausweisen,
dass sie die in
den Quellen der
geistlichen
Überlieferung
lebendigen Wider-
standskräfte
erschließt, erprobt
und der Selbst-
gefährdung des
»Homo Deus«
entgegensetzen
vermag.*

³ Yuval Noah Hariri, Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen, München 2017.

⁴ Eph 3,17: »... dass Christus durch den Glauben in euren Herzen wohne. Und ihr seid in der Liebe eingewurzelt und gegründet ...«.

⁵ Nigel Biggar, Not Translation but Conversation. Theology in Public Debate about Euthanasia, in: Nigel Biggar, Linda Hogan (Ed.), Religious Voices in Public Places, Oxford 2009, S. 151–193.

*In der Spur
Mariens durch die
Jahrhunderte und
Jahrtausende
zeigt sich viel-
mehr der un-
erschöpfliche
Überschuss des
biblischen Wortes,
das zwar im
Spiegel seiner
Deutungen
begegnet, aber
niemals in diesen
Deutungen
aufgeht.*

*Im Glauben an
den dreieinigen
Gott beginnen die
Facetten der
biblischen Gestalt
der Maria zu
leuchten.*

und daß die Christen »in Christus«, dem Bilde Gottes, nach Gottes Bild neu geschaffen werden und dem zukünftigen Äon angehören. Die Erneuerung beruht in dem »sakramentalen« Evangelium als dem neuen freisprechenden Gnadenwort Gottes, das den Fluch überwindet; es wird immer erneut zugesprochen und bedeutet die Neuheit ewigen Lebens.«⁶

Im Horizont dieser Erneuerung wollen auch die Beiträge dieses Heftes gelesen und verstanden – und sicher auch befragt werden. Sie zeichnen die Spur Mariens, der Mutter Jesu, nach – in Liturgie, Kunst, Spiritualität, in unterschiedlichen konfessionellen und konfessorischen Perspektiven. Dieser Spur zu folgen, heißt genau dies zu entdecken: dass »wir« von den biblischen Texten und der biblischen Tradition nicht einfach durch den berühmten »garstigen, breiten Graben« (Lessing) der geschichtlichen Distanz getrennt sind. In der Spur Mariens durch die Jahrhunderte und Jahrtausende zeigt sich vielmehr der unerschöpfliche Überschuss des biblischen Wortes, das zwar im Spiegel seiner Deutungen begegnet, aber niemals in diesen Deutungen aufgeht, sie vielmehr immer wieder erneuernd übersteigt, wo Menschen diesem lebendigen und gegenwärtigen Wort begegnen. Diese Begegnung mit der Anrede Gottes, wie sie an Maria deutlich wird, formt auch heute den Menschen, der sich ihr aussetzt.

Der Spur Mariens zu folgen macht auch darauf aufmerksam, dass diese formende Kraft des biblischen Wortes dort am stärksten wirkt, wo die Bibel in einem »nizänischen Rahmen« gelesen wird, also im Horizont des ökumenischen Glaubensbekenntnisses der Christenheit und im Ensemble der liturgischen Praxis und Praktiken der Kirche. Im Glauben an den dreieinigen Gott beginnen die Facetten der biblischen Gestalt der Maria zu leuchten: ihre Geschöpflichkeit als von der Anrede des Vaters begnadete Frau; ihr unverzichtbarer Ort im Werk der Versöhnung in Menschwerdung, Leiden, Sterben und Auferstehen des Sohnes; ihr am Kreuz Jesu gewiesener und durch den Geist geöffneter Weg in und mit der Gemeinschaft derjenigen, die Jesus nachfolgen (Joh 19,26.27). Dieser »nizänische Rahmen« ist zugleich ein »soteriologischer«, d. h. auf die Liebe bezogener, mit der der lebendige Gott seine verlorenen Geschöpfe sucht, rettet und ihnen in Zeit und Ewigkeit an der Fülle seines Lebens Anteil gibt.

Damit steht doch auch eine biblische Hermeneutik, ein Verstehen der Bibel und ein Leben mit der Bibel vor uns, das sich von

⁶ Julius Schniewind, Die geistliche Erneuerung des Pfarrerstandes (1947), in: Ders., Geistliche Erneuerung, Göttingen 1981, S. 123–147.



*Flohmarkt,
von Rolf Gerlach,
Antwerpen*

demjenigen unterscheidet, welches mir in meinem ersten theologischen Studiensemester nahegebracht werden sollte. Die letzte Vorlesungsstunde vor den Weihnachtsferien des Wintersemesters 1983/84 wollte mein damaliger, inzwischen lange verstorbener, neutestamentlicher Lehrer für eine Auslegung des lukanischen Weihnachtsevangeliums nutzen. Diese Auslegung dekonstruierte dann nach allen Regeln historisch-kritischer Rationalität mit »Kritik, Analogie und Korrelation« (Troeltsch) diesen »Text« so gründlich, dass er für die Zuhörenden nicht mehr »Evangelium« war, sondern sich zum »Text« gewandelt hatte, zu einem Gegenstand der exegetischen Methoden. Über das Recht und vielleicht sogar die Notwendigkeit derartiger Dekonstruktionen für die biographischen Reifungsprozesse angehender Theologinnen und Theologen soll hier nicht weiter geurteilt werden. Eines aber ist in unserer gegenwärtigen christentumsgeschichtlichen Schwellsituation deutlich: Damit Menschen die Anrede Gottes hören und aus diesem Hören heraus geformt werden, dazu ist es nötig, dass wir den Weg in die andere Richtung zu gehen lernen und der »Text« wiederum zum »Evangelium« wird.



Ein vierfaches Evangelium im Magnifikat?

von Horst Folkers

1. Zur Einführung

Das Magnifikat ist das Canticum und damit der Höhepunkt der Vesper, des täglichen Abendgebetes des Abendlandes in seiner benediktinischen Herkunft. In dieser überwältigend großen Tradition hat es eine eigene Würde empfangen, die nur der Liturgiker darzustellen in der Lage wäre. Es konnte aber diese Tradition nur wachsen, weil der Evangelist Lukas die Worte des Magnifikat Maria in den Mund gelegt hat oder, etwas altmodischer gesagt, weil er berichtete, Maria habe auf die im heiligen Geist ausgerufenen Begrüßungsworte Elisabeths mit diesem Lobgesang auf das an und mit ihr Geschehene geantwortet. Lukas schrieb und dachte griechisch, er schrieb ein der Septuaginta, der griechischen Übersetzung des Alten Testaments, nahestehendes Griechisch. Seine Ausnahmestellung unter den Evangelisten beruht darauf, dass er Psalmen schreiben konnte, die fortführten, was in der Septuaginta im Psalter vor uns liegt. Das lateinische Stundengebet hat seine täglichen Höhepunkte in den Cantica, den Gesängen des Morgen- und Abendgebetes (Laudes und Vesper) und der Komplet, also im Benedictus, im Magnificat und im Nunc dimittis. Da alle drei wörtliche Übersetzungen ihrer lukanischen Vorlagen sind (Lk 1,68–79; Lk 1,46–55; Lk 2,29–32) ist der tägliche abendländische Gesang ohne den Poeten Lukas undenkbar. Das Alltägliche dieser Gesänge begründet eine Verlässlichkeit eigener Art, die zu einer ständigen Anwesenheit des Heiligen wird und darin ihr Genüge hat.

*Das Alltägliche
dieser Gesänge
begründet eine
Verlässlichkeit
eigener Art, die
zu einer ständigen
Anwesenheit
des Heiligen wird
und darin ihr
Genüge hat.*

Aber auch das Alltägliche will nicht nur geübt, sondern weitergegeben werden und steht der Nachfrage der neu Hinzutretenden offen. Was wollte Lukas sagen, als er diese Psalmen schrieb, als es noch keine neutestamentlichen Cantica gab, weil es noch kein Neues Testament gab? Lukas schrieb das zweite Evangelium, er setzte das Evangelium des Markus voraus, das er sehr genau kannte und vielfach wörtlich zitierte, wie etwa das Wort des Vaters in Mk 1,11, das Lukas in Lk 3,22 buchstäblich wiederholt. Lukas schrieb sein Evangelium, wie Martin Hengel dargelegt hat,¹

¹ Martin Hengel, *Die vier Evangelien und das eine Evangelium von Jesus Christus*, Tübingen: Mohr Siebeck 2008.



als das zweite, dann von Matthäus reich benutzte Evangelium. Da Lukas Markus voraussetzte, war er dort ganz frei, wo Markus nichts berichtete und Markus berichtete über die Geburt Jesu nichts, wie aus Mk 1,9, wo zuerst von Jesus die Rede ist, hervorgeht. So hatte Lukas mit seiner Kindheitsgeschichte in den beiden ersten Kapiteln seines Evangeliums, welche die drei genannten Cantica enthalten, Spielraum, seine bewundernswerten Gaben Schrift werden zu lassen. Erst mit dem Auftreten des erwachsenen Jesus, das Lukas im dritten Kapitel schilderte, war er zugleich an die Überlieferung des Markusevangeliums gewiesen.

2. Das Magnifikat als Dichtung in achtzehn Zeilen

Nach den griechischen und lateinischen Ausgaben des Evangeliums nach Lukas ist das Magnifikat in 18 Zeilen gedichtet. Zur einfacheren Übersicht sind hier die Zeilenzahlen hinzugefügt.

- 1) Μεγαλύνει ἡ ψυχὴ μου τὸν κύριον,
- 2) καὶ ἡγαλλίασεν τὸ πνεῦμά μου ἐπὶ τῷ θεῷ τῷ σωτῆρί μου,
- 3) ὅτι ἐπέβλεψεν ἐπὶ τὴν ταπείνωσιν τῆς δούλης αὐτοῦ.
- 4) ἰδοὺ γὰρ ἀπὸ τοῦ νῦν μακαριοῦσίν με πᾶσαι αἱ γενεαί,
- 5) ὅτι ἐποίησέν μοι μέγαν ὁ δυνατός.
- 6) καὶ ἄγιον τὸ ὄνομα αὐτοῦ,
- 7) καὶ τὸ ἔλεος αὐτοῦ εἰς γενεὰς καὶ γενεάς
- 8) τοῖς φοβουμένοις αὐτόν.
- 9) Ἐποίησεν κράτος ἐν βραχίονι αὐτοῦ,
- 10) διεσκόρπισεν ὑπερηφάνους διανοίᾳ καρδίας αὐτῶν.
- 11) καθείλεν δυνάστας ἀπὸ θρόνων
- 12) καὶ ὕψωσεν ταπεινούς,
- 13) πεινῶντας ἐνέπλησεν ἀγαθῶν
- 14) καὶ πλουτοῦντας ἐξαπέστειλεν κενούς.
- 15) ἀντελάβετο Ἰσραὴλ παιδὸς αὐτοῦ,
- 16) μνησθῆναι ἐλέους,
- 17) καθὼς ἐλάλησεν πρὸς τοὺς πατέρας ἡμῶν,
- 18) τῷ Ἀβραάμ καὶ τῷ σπέρματι αὐτοῦ εἰς τὸν αἰῶνα.²

- 1) Magnificat anima mea Dominum:
- 2) Et exultavit spiritus meus in Deo salutameo,
- 3) Quia respexit humilitatem ancillae suae:

² Nestle-Aland, Novum Testamentum Graece, Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft, 26. neu bearbeitete Auflage 1979, gemeinsam herausgegeben von Kurt Aland, Matthew Black, Carlo M. Martini, Bruce M. Metzger, Allen Wikgren, 27. revidierte Auflage 1.–4. Druck 1993–1996, 8. korrigierter und um die Papyri 99–116 erweiterter Druck 2001.

- 4) Ecce enim ex hoc beatam me dicent omnes generationes.
- 5) Quia fecit mihi magna, qui potens est:
- 6) Et sanctum nomen eius
- 7) Et misericordia eius a progenie in progenies
- 8) Timentibus eum.
- 9) Fecit potentiam in brachio suo:
- 10) Dispersit superbos mente cordis sui.
- 11) Deposuit potentes de sede,
- 12) Et exaltavit humiles,
- 13) Esurientes implevit bonis:
- 14) Et divites dimisit inanes.
- 15) Suscepit Israel puerum suum,
- 16) Recordatus misericordiae suae
- 17) Sicut locutus est ad patres nostros,
- 18) Abraham et semini eius in saecula.³

Die Zahl 18 hat im Alten Testament wie alle Grundzahlen, die 3, die 7, die 12 und andere zugleich eine geistliche Bedeutung, wie schon aus dem sch'mone esre, dem jüdischen Achtzehnbitengebete hervorgeht. Der erste 18 Zeilen umfassende Psalm des Hebräischen Psalters ist Psalm 7, ein ganz von David gesprochener Psalm. In 18 ist zweimal 9 enthalten, die 9. Zeile schließt die erste Hälfte des Magnifikat ab, mit der 10. Zeile beginnt die zweite Hälfte. Für Lukas hat die neun zugleich eine auf die Trinität bezogene Bedeutung, worin er Paulus (Gal 5,22 f.) folgt. Neun ist als drei mal drei die Zahl der entfalteten Trinität, (1) der Vater als Vater, (2) der Vater zum Sohn, (3) der Vater zum Geist gewendet; (4) der Sohn zum Vater gewendet, (5) der Sohn als Sohn, (6) der Sohn zum Geist gewendet; (7) der Geist zum Vater und (8) zum Sohn gewendet, (9) der Geist als Geist. Lukas führt die geistliche Bedeutung der Neun in seinem Evangelium am Wort *ἐν ᾧ*, dem Tatwort aus dem Munde Gottes, vor, indem er es in 1,37.38.65; 2,15.17.19; 2,29.50.52 nennt, das heißt neunmal verwendet.⁴

Die Bedeutung der Zahl 18 und die Tatsache, dass der Evangelist Lukas das Magnifikat in 18 Zeilen gedichtet hat, machen es wünschenswert, auch in deutscher Übersetzung erkennbar ein achtzehnzeiliges Magnifikat zu finden. Das ist aber in aller Regel nicht der Fall. In den heutigen deutschen Bibelausgaben wird man

³ Zitiert nach: Colunga-Turrado, *Biblia Sacra iuxta Vulgatam Clementinam*, nova editio, ed. Alberto Colunga O. P. et Laurentio Turrado, Biblioteca de autores cristianos, Matriti MCMLXXVII (1977).

⁴ Vgl. dazu meine Untersuchung: Synteresis und Symbolon als Elemente lukanischer Hermeneutik, in: Hermann-Josef Röllicke (Hrsg.), *Auslegung als Entdeckung der Schrift des Herzens*, München: iudicium 2002, S. 105–131.



außer der Übersetzung Fridolin Stiers⁵ nur das bald verworfene »Luther-NT«⁶ des Jahres 1975 mit einem achtzehnzeiligen Magnifikat finden. Beide Ausgaben verzichten auf den sonst üblichen Spaltendruck und können daher eine übersichtliche Gliederung in 18 Zeilen bieten, wobei das Luther-NT nur darin inkonsequent ist, dass es den Worten »und dessen Name heilig ist – 6) καὶ ἄγιον τὸ ὄνομα αὐτοῦ« keine eigene Zeile gönnt.⁷ Luther hatte 1545⁸ hingegen ebenso selbstverständlich wie seine griechische und lateinische Vorlage eine eigene Zeile für »6) vnd des Namen heilig ist.«. Dem schloss sich die Lutherbibel 2017⁹ an, die »6) und

- ⁵
- 1) Groß rühmt mein Leben den Herrn,
 - 2) und mein Geist jubelt ob Gott, meinem Retter,
 - 3) weil er die Niedrigkeit seiner Magd angeblickt.
 - 4) Denn da! Von nun an preisen alle Geschlechter mich selig,
 - 5) weil Großes mir getan der Kraftvolle.
 - 6) Und heilig ist sein Name.
 - 7) Und sein Erbarmen: Geschlecht für Geschlecht
 - 8) über denen, die ihn fürchten.
 - 9) Gewaltiges tut er mit seinem Arm,
 - 10) zersprengt die im Herzen hochmütig Gesinnten.
 - 11) Machthaber stürzt er von Thronen
 - 12) und Niedrige erhöht er.
 - 13) Hungernde füllt er mit Gutem
 - 14) und Reiche sendet er leer weg.
 - 15) Er nimmt sich Israels an, seines Knechtes,
 - 16) des Erbarmens gedenkend,
 - 17) so wie er unseren Vätern zugesprochen,
 - 18) dem Abraham und seinem Gesproß – auf Weltzeit hin.

Die auf den achtzehnzeiligen Psalm gerichtete Übersetzungsabsicht Stiers wird durch den ganzseitigen, nicht in Spalten gedruckten Text unterstützt.

- ⁶ Luther-NT, Das Neue Testament 1975, nach der Übersetzung Martin Luthers, Revidierter Text 1975, Stuttgart: Deutsche Bibelstiftung Stuttgart, 1976.

- ⁷
- 1) Meine Seele erhebt den Herrn,
 - 2) und mein Geist freut sich über Gott, meinen Heiland;
 - 3) denn er hat seine Magd in ihrer Niedrigkeit angesehen,
 - 4) Siehe, von nun an werden mich alle Geschlechter selig preisen.
 - 5) Denn er hat Großes an mir getan,
 - 6) der mächtig ist und dessen Name heilig ist.
 - 7) Und seine Barmherzigkeit währt von Geschlecht zu Geschlecht
 - 8) bei denen, die ihn fürchten.
 - 9) Er vollbringt machtvolle Taten mit seinem Arm
 - 10) und zerstreut alle, die in ihrem Herzen hochmütig sind.
 - 11) Er stößt die Machthaber vom Thron
 - 12) und erhebt die Niedrigen.
 - 13) Die Hungernden sättigt er mit Gutem
 - 14) und läßt die Reichen leer ausgehen.
 - 15) Er denkt an seine Barmherzigkeit
 - 16) und nimmt sich seines Dieners Israel an
 - 17) wie er es unsern Vätern zugesagt hat,
 - 18) Abraham und seinen Nachkommen in Ewigkeit.

- ⁸ D. Martin Luther, Die gantze Heilige Schrifft Deudsch, Wittenberg 1545, Nachdruck in lateinischen Buchstaben, 2 Bände, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1972.

- ⁹ Die Bibel, nach Martin Luthers Übersetzung, Lutherbibel, revidiert 2017, mit Apokryphen, Stuttgart: Deutsche Bibelstiftung 2017.

dessen Name heilig ist.« hat. Eine erkennbar in 18 Zeilen gesetzte deutsche Übersetzung bietet auch der Exeget Heinz Schürmann¹⁰, freilich nicht in einer Bibelausgabe.

In allen anderen Bibelausgaben wird man die 18 Zeilen des Magnifikat nicht oder nur mit Mühe finden. Für sie benötigt man die Kenntnis des achtzehnzeiligen Urtextes, um, gleich wie der Druck eingerichtet ist, schließlich auf 18 Zeilen zu kommen. Zu solcher Unübersichtlichkeit trägt die seit Robert Estienne (Robertus Stephanus) sich ausbreitende Verszählung der Bibel bei, die dem Magnifikat 10 Verse zuweist (Lk 1,46–55), ohne sich um die Frage ihrer achtzehnzeiligen Poesie zu kümmern.

Wegen ihrer Bedeutung für die deutsche Sprache soll die Fassung des Magnifikat, die Luther in seiner Übersetzung letzter Hand 1545 hat drucken lassen, hierhergesetzt werden. Beachtet man die Tatsache, dass Luther 1545 mit Ausnahme der sechsten Zeile alle Zeilen mit einem Großbuchstaben beginnt, so sieht man, dass auch er den Sachverhalt eines achtzehnzeiligen Psalms wiedergibt.

- 1) Meine Seele erhebt den HERRN.
- 2) Vnd mein Geist frewet sich Gottes meines Heilandes.
- 3) Denn er hat seine elende Magd angesehen /
- 4) Sihe / von nu an werden mich selig preisen alle Kinds kind.
- 5) Denn er hat grosse Ding an mir gethan / der da Mechtig ist /
- 6) vnd des Namen heilig ist.
- 7) Vnd seine Barmhertzigkeit weret jmer für vnd für /
- 8) Bey denen die jn fürchten.
- 9) Er vbet gewalt mit seinem Arm /
- 10) Vnd zurstrewet die Hoffertig sind in jres Hertzen sinn.
- 11) Er stösset die Gewaltigen vom stuel /
- 12) Vnd erhebt die Elenden.
- 13) Die Hungerigen füllet er mit Güttern /
- 14) Vnd lesst die Reichen leer.
- 15) Er dencket der Barmhertzigkeit /
- 16) Vnd hilfft seinem diener Jsrael auff.
- 17) Wie er geredt hat unsern Vetern /
- 18) Abraham vnd seinem Samen ewiglich.

Luther greift jedoch dadurch in den Text des Magnifikat ein, dass er die 15. und 16. Zeile verkehrt, indem er den Schlussabschnitt

¹⁰ Heinz Schürmann, Das Lukasevangelium, Erster Teil (1969), Freiburg: Herder ²1982, S. 71f.

nicht mit dem Gedanken: »hilft seinem Diener Israel auf«, sondern mit dem ihm folgenden Gedanken »Er gedenkt der Barmherzigkeit« beginnen lässt, gegen die völlig eindeutige griechische und lateinische Tradition. Diesem Fehlgriff folgt die gesamte Luthertradition. Dagegen hatte sich schon die Zürcher Bibel¹¹, deren achtzehnzeilige Fassung des Magnifikat gut erkennbar ist, gewandt, indem sie übersetzt: »15) Er hat sich Israels, seines Knechtes, angenommen, 16) zu gedenken der Barmherzigkeit.«. Ebenso hat die Elberfelder Bibel¹² den richtigen Text: »Er hat sich Israels, seines Knechtes, angenommen, um der Barmherzigkeit zu gedenken«. Dass die katholische Übersetzungstradition sich dieser Eigenmächtigkeit Luthers nicht angeschlossen hat, versteht sich von selbst. Die schon oben mitgeteilte Übersetzung Schürmanns hat »15) Er hat sich angenommen Israels, seines Knechtes, 16) zu gedenken (seines) Erbarmens« und die Einheitsübersetzung 1980¹³ übersetzt, woran sich die Neufassung 2016¹⁴ buchstäblich hält, »15) Er nimmt sich seines Knechtes Israel an / 16) und denkt an sein Erbarmen«.

3. Die vierfache Gliederung des Magnifikat

Der poetische Formwille des Lukas wird dadurch deutlich, dass er den achtzehnzeiligen Psalm des Septuagintapsalters zur Grundform seines Magnifikat macht. Das hindert ihn nicht an einer weiteren Gliederung der 18 Zeilen in Strophen. Die Gedankenfolge des Magnifikat legt für seine nähere Betrachtung eine Gliederung in vier Strophen nahe. Was die Länge der Strophen angeht, hält sich Lukas von jeder Schematik frei, auf eine dreizeilige erste folgt eine fünfzeilige zweite Strophe, die dritte Strophe hat als ausführlichste sechs Zeilen und die vierte vier Zeilen. Dabei werden die Worte auf die Strophen frei verteilt, sodass die erste Strophe 25, die zweite 32, die dritte 24 und die vierte 21 Worte enthält, ihrem Wortreichtum nach ist also die zweite die längste, die erste die zweitlängste, die dritte die drittlängste und die vierte die kürzeste.

*Der poetische
Formwille des
Lukas wird
dadurch deutlich,
dass er den
achtzehnzeiligen
Psalm des Sep-
tuagintapsalters
zur Grundform
seines Magnifikat
macht.*

¹¹ Die Heilige Schrift des alten und des neuen Testaments, 1931, hrsg. von dem Kirchenrat des Kantons Zürich, Zürich: Verlag der Zürcher Bibel, 1942, ²⁰1991.

¹² Elberfelder Bibel, SCM R. Brockhaus Witten, Christliche Verlagsgesellschaft, Dillenburg, 4. Auflage der Standardausgabe 2013, (Textstand Nr. 29).

¹³ Die Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung, hrsg. im Auftrag der Bischöfe Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, des Bischofs von Luxemburg, des Bischofs von Lüttich, des Bischofs von Bozen-Brixen, Stuttgart: Katholische Bibelanstalt 1980.

¹⁴ Die Bibel. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Gesamtausgabe, hrsg. im Auftrag der deutschen Bischofskonferenz und anderer, Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk 2016.

Das in Strophen gegliederte Magnifikat in der Übersetzung von Schürmann¹⁵:

- 1) Groß macht meine Seele den Herrn,
- 2) und es jubelt mein Geist über Gott, meinen Heiland,
- 3) denn er hat hingesehen auf die Niedrigkeit seiner Magd.
- 4) Und siehe, von nun an werden mich seligpreisen alle Geschlechter.
- 5) Denn es hat an mir Großes getan der Mächtige,
- 6) dessen Name heilig ist.
- 7) Und sein Erbarmen (währt) auf viele Geschlechter hinaus
- 8) für die, welche ihn fürchten.
- 9) Er hat Macht geübt mit seinem Arm,
- 10) hat zerstreut, die hochmütig sind im Sinne ihres Herzens.
- 11) Er hat Mächtige vom Thron gestürzt
- 12) und Niedrige erhöht.
- 13) Hungernde hat er mit Gütern erfüllt
- 14) und Reiche leer davongeschickt.
- 15) Er hat sich angenommen Israels, seines Knechtes,
- 16) zu gedenken (seines) Erbarmens
- 17) – wie er geredet hat zu unsern Vätern,
- 18) zu Abraham und seinen Nachkommen – in Ewigkeit.

Erste Strophe

Der folgende Versuch hat das Ziel, in jeder der vier Strophen den inneren Höhepunkt der Dichtung des Lukas zu treffen, um darin das Evangelium der Strophe zu erkennen. In der ersten Strophe ist es das Wort »hingesehen«. Gott hat »hingesehen« auf Maria. Wenn Gott hinsieht, heißt das, dass er es in höchster Genauigkeit und untrüglicher Einmaligkeit tut, wie es die lateinische Übersetzung des griechischen *ejpevbleyen* mit dem Wort »respexit« genau ausdrückt. Gott hat seine demütige Magd »respektiert« in einer noch niemals vorgekommenen, völlig einmaligen Weise, indem er sie für seine Menschwerdung – auserkor – wie sagte man es sonst im Deutschen? Seine Tat, Mensch zu werden, enthält die höchste Demut Gottes, wie es in dem alten Weihnachtslied »Gelobet seist du Jesu Christ« in einer von Luther hinzugefügten dritten Strophe heißt:

¹⁵ Siehe Anm. 10.

»Den aller Weltkreis nie beschloß /
der liegt in Marien Schoß /
er ist ein Kindlein worden klein /
der alle Ding erhält allein /
Kyrieleis.«

Hier zeigt sich sogleich das Außerordentliche des lukanischen Unternehmens, die Menschwerdung nicht nur vorauszusetzen oder zu wissen, sondern zu erzählen. Nach ihm wird Johannes, Lukas seinen Respekt zollend, dasselbe mit der großartig unfassbaren Wendung »das Wort ward Fleisch« (Joh 1,14) ausdrücken. Worüber also Maria jubilierte (ἡγαλλίασεν – exultavit) ist das Unfassbare, dass Gott nicht nur der Herr und Schöpfer der Welt, nicht nur »unser Vater« und der »Freund« des Mose ist, sondern dass er selbst in diese Schöpfung eintritt und sich unter ihre Gesetze stellt. Dazu bedarf Gott einer Frau, die es auf sich nimmt, Gott nicht nur zu empfangen, sondern auch dem Menschgewordenen, dem Sohn, Jesus, genug zu tun. Gott hat »hingesehen« ist das Wort, in welches sich das große Evangelium der ersten Strophe des Magnifikat birgt. Die erste Strophe, so zeigt sich, ist die Strophe der Verherrlichung des Vaters, der Maria erkor, in ihr Mensch zu werden.

Zweite Strophe

Wenn nun, wie es scheint, schon alles gesagt ist, was soll die zweite Strophe als Evangelium enthalten? Tatsächlich sagt sie Dasselbe noch einmal, betont es aber in einer anderen Weise, indem sie, sacht verborgen, von Christus spricht. Das steckt in den beiden Worten »er hat Großes an mir getan – fecit mihi magna« und »seine Barmherzigkeit – misericordiam eius«. Das Große, das Gott getan hat, ist nun nicht mehr nur seine Menschwerdung, die erst seinen Namen vollends stiftet, den Namen nämlich, heilig zu sein, Jesaja 6,3 unerachtet, wo der Herr der Heerscharen groß wird, wie er hier klein und darin unfassbar groß wird, »dessen Name ist heilig – sanctum nomen eius – ἅγιον τὸ ὄνομα αὐτοῦ«. Gott wird zum Sohn, gewinnt einen Sohn und der Name dieses Sohnes ist der, den der Vater von früh an trug, »seine Barmherzigkeit – misericordiam eius – τὸ ἔλεος αὐτοῦ«. Christus trägt den Namen, den Gott ihm anvertraut hat: der Barmherzige zu sein. Christus ist die Barmherzigkeit. Diese Barmherzigkeit, so sieht Maria es voraus, endet niemals, denn sie gilt »von Geschlecht zu Geschlecht«. In welcher gewaltigen bis zu uns hin und über uns hinausreichenden Folge sieht uns hier Maria! Des Sohnes »Barmherzigkeit« ist der in unserer Weltzeit zu gewinnende Anteil an Ewigkeit »bei denen,

*Hier zeigt sich
sogleich das
Außerordentliche
des lukanischen
Unternehmens,
die Menschwer-
dung nicht nur
vorauszusetzen
oder zu wissen,
sondern zu
erzählen.*

*Christus trägt
den Namen, den
Gott ihm anver-
traut hat: der
Barmherzige zu
sein.*

die ihn fürchten« – welche Furcht uns Luther genial übersetzt hat in seinem Ringen um Sein Wort und Seine Treue, die nämlich, dass »der Gerechte aus Treue leben wird«, (Röm 1,17) – weil Gott ihm seine Treue zur Gerechtigkeit anrechnet. Wer ist denn der Treue »bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuz« (Phil 2,8)? Dessen Barmherzigkeit, so ahnt es und sagt es die zweite Strophe des Magnifikat, ist diese Treue, die Treue des Sohnes, Christi, den Maria unter ihrem Herzen trägt. Großes tut Gott an ihr, weil er in ihr dieser Sohn wird, zu dem Treuen wird, der alle unsere Untreue trägt, und dennoch sich über alles freut, worin auch wir treu zu sein vermögen.

Dritte Strophe

Wenn Maria in der ersten Strophe vom Vater singt, der sie respektiert hat, wenn sie in der zweiten vom Sohn singt, der die Barmherzigkeit ist, die auch der Vater zuvor gelebt hat, so wird man vermuten, dass die dritte Strophe dem Geist gewidmet ist. Es ist freilich nicht mehr nur der Lukas von Markus her bekannte Heilige Geist, das πνεῦμα ἅγιον, (Mk 1,8.10; 3,29; 12,36; 13,11), es ist vielmehr ein völlig lukanisch gewordener, das heißt dem dialogischen Genie des Lukas anvertrauter Geist. Sein und Macht des Geistes ist es, im Ja und im Nein, in der Vielfalt des Wirklichen, derselbe zu bleiben. Sein Werk ist, dem Lebendigkeit zu geben, von dem Maria singt, »er tut Gewalt mit seinem Arm – fecit potentiam in brachio suo – ἐποίησεν κράτος ἐν βραχίονι αὐτοῦ«. Das steht in der neunten Zeile, mit der die erste Hälfte des Magnifikat schließt. Der Geist gibt Gottes Wille, seiner Gerechtigkeit, die Vielfalt, das Gegensätzliche zu tun, zu erniedrigen und zu erhöhen, zu füllen und leer ausgehen zu lassen, nicht um des Gegensatzes, sondern um der Gerechtigkeit willen. Seine erste, größte Tat ist, zu »zerstreuen die Hochmütigen in ihres Herzens Sinn – dispersit superbos mente cordis sui – διεσκόρπισεν ὑπερηφάνους διανοίᾳ καρδίας αὐτῶν«. Der Hochmut beginnt mit Adam, der sich über das Gebot Gottes hinwegsetzt, und geht mit Kain fort, der sich über seinen Bruder Abel erhebt. Er hat in denen, die einen Turm bis an den Himmel bauen wollen, ein weiteres Beispiel und wäre der Traum von der Himmelsleiter, auf der die Engel auf und ab schweben, nicht eingebunden in eine große Gottesoffenbarung, wäre auch diese Verheißung hier zu nennen, wie der Sohn Jakobs, der die Sterne sich vor ihm verneigen sieht. Hier in der zehnten Zeile des Magnifikat wird des Hochmütigen Sinn zerstreut (διεσκόρπισεν), welches Zerstreuen von Lukas im verlorenen Sohn weitergeführt wird, der ebenso sein Erbteil durchbringt oder zerstreut (διεσκόρπισεν) (Lk 15,13), wie der ungerechte Hausverwalter das Gut seines Herrn vergeudet oder

*Sein und Macht
des Geistes ist es,
im Ja und im
Nein, in der
Vielfalt des
Wirklichen, der-
selbe zu bleiben.*



zerstreut (δυσκόρπισεν) (Lk 16,1). Lukas, der auch »der Arzt« genannt wird, weiß, dass man aus eigener Erfahrung versucht ist, sehr genau zu sagen, was dem Hochmütigen geschieht, dem, wie wir heute sagen würden, von einer Manie Ergriffenen. Er hört in seinem sich über alles erhebenden Hochmut auf, sich auf das ihm Erreichbare zu konzentrieren, und er, der Vermessene, vermisst sich wie der Bücherliebhaber, der, aus seiner Vermessenheit zurückgekommen, durch die Schwermut hindurchgegangen, wieder im Alltag des Möglichen angekommen ist: »Ich möchte Ihnen von einem Verlust berichten. Es geht um meine Bibliothek. Es gibt diese Bibliothek nicht mehr. Ich habe sie verloren.«¹⁶ Wie verliert man eine Bibliothek? Indem man sie, weil man sie im Zustand des Hochmuts nicht mehr brauchen konnte, verschenkte, verschleuderte. Sich mit Gott zu verwechseln ist das schwere Los der Hochmütigen, seien sie seelisch »gesund« oder wie der normale Maniker klinisch krank.

Nah den Hochmütigen, wenn auch nicht krank, sind die Mächtigen, insofern sie über andere schalten und walten: »Die Mächtigen stößt er vom Thron, – deposuit potentes de sede, – καθείλεν δυνάστα“ ἀπὸ θρόνων«, wie wir es immer neu erleben, wohingegen er, eine geistvolle Wendung von der Ablehnung zur Zuwendung nehmend, »die Demütigen erhebt, – et exaltavit humiles – καὶ ὕψωσεν ταπεινούς.« Wie wir, schauen wir nicht genau hin, es seltener erleben, aber doch wissen könnten von dem, der von sich sagt: »Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken« (Mt 11,28) und fortfährt mit der Wendung, »ich bin freundlich und von Herzen demütig – mitis sum et humilis corde – πραῦς εἰμι καὶ ταπεινός τῇ καρδίᾳ« (Mt 11,29), die sich der mütterlichen »Niedrigkeit – tapeinwsin – seiner Magd« anschließt. Von den Demütigen geht es zu den Hungernden, in denen die Zuwendung des Geistes einen zweiten Ausdruck findet, »die Hungernden füllt er mit Gütern« – wer wüsste es nicht, dass nur der etwas bekommt, der nicht nur wünscht oder strebt oder will, sondern der, der danach hungert. Der Hunger ist das Urmenschliche, er ist der Hunger nach Sein, wie Schelling es erkannte.

»Und hat Reiche leer davongeschickt. – et divites dimisit inanes. – καὶ πλουτοῦντας ἐξάπέστειλεν κενούς.« Davongeschickt zu werden, ist den Reichen unvermeidlich, da es in der Natur des Reichtums liegt. Wer reich ist, hat genug, ja er hat zuviel, was soll er noch wollen? Er muss sich genügen lassen,

¹⁶ Thomas Melle, Die Welt im Rücken, Rowohlt: Berlin 2016, S. 72–74.

alles zu haben, das lässt ihn so leer und immer kommt er zu spät, weil kein Hunger ihn treibt. Wie es ein berühmter Pianist, Artur Rubinstein, der gottlob hungrig blieb, einmal sagte: »Wenn ich einen Tag nicht übe, höre ich es selbst, wenn ich zwei Tage nicht übe, hört es der Kritiker und wenn ich drei Tage nicht übe, hört es das Publikum.« Wer übt, der darbt, er ist nicht reich, er hat zu wenig, sollte er in den Augen anderer noch so viel haben. So ist das Evangelium des Geistes vielfältig in seinem Ausdruck, aber einfältig, indem die »Macht seines Armes« Ausgleich schafft unter den Menschen.

Vierte Strophe

Was aber viertens? Maria steht hier als die reine Magd, als die Auserkorene Israels, erkoren aus dem Israel, das dem wahren Gott treu geblieben ist. Deshalb hebt Gott in Israel »sein Kind auf – suscepit puerum suum – ἀντελάβετο Ἰσραὴλ παιδὸ αὐτοῦ«, welches puer oder παῖς nicht einfach Knecht heißt, sondern besser mit Kind übersetzt wird, weil Gott sich zu ihm herabbeugt. Aus diesem Kind Israel aber ging, wie wir aus der ersten Strophe wissen, seine Magd als die Reine hervor. So hat Gott selbst sich versöhnt, er ist »recordatus«, hat ihm, dem wahren Israel, sein Herz zurückgegeben, wie man recordatus wörtlich übersetzen könnte, in welcher Weise die lateinische Übersetzung den griechischen Wortlaut – »μνησθῆναι ἐλέους« – seines Erbarmens gedenkend« in feiner Weise erweitert. Aber das hat Gott nicht nur getan, sondern zuvor versprochen, »wie er gesprochen hat – sicut locutus est – καθὼς ἐλάλησεν« nämlich zu ihr, Maria, geredet hat, so hat Gott zum wahren Israel geredet, seine Treue bewährend und in Maria die Treue Israels bestätigend – Maria, die Auserkorene des auserkorenen Volkes. So wird das Evangelium dieser vierten Strophe vollendet, in den beiden Taten Gottes, die Maria ausspricht, da Gott »seines Erbarmens gedenkt, wie er gesprochen hat zu unseren Vätern«. Maria ist ja nur insofern und dadurch fähig, Gott selbst zu empfangen, weil sie die Reine ist, die Reine eines in ihr und ihrem Hören gereinigten Israels. Maria nennt ausdrücklich Abraham, zählt ihn als ihren Vater, weiß sie sich doch als Abrahams Tochter, wie Lukas, und nur er – hatte Abraham denn Töchter? – an späterer Stelle ausdrücklich von einer Tochter Abrahams spricht, »diese aber, die eine Tochter Abrahams ist – ταύτην δε θυγατέρα Ἀβραάμ οἶσαν« (Lk 13,16). So erscheint Maria zuletzt als die Frau, in der auch Abraham eine Tochter, seine erste Tochter hat. Sie endet ihren großen Gesang mit einer Verheißung an Israel, dessen Samen durch Abraham in alle Äonen, das heißt in Ewigkeit fortleben wird.

*Maria ist ja nur
insofern und
dadurch fähig,
Gott selbst zu
empfangen, weil
sie die Reine ist,
die Reine eines in
ihr und ihrem
Hören gereinigten
Israels.*



*Mariae Verkündigung,
von Helmuth Uhrig*

So finden wir in den vier Strophen des Magnifikat ein vierfaches Evangelium, indem Gott der Vater »hinsieht« auf Maria, in seinem und Marien Sohn seinen Namen »heiligt« und der »Erbar-mende« wird, indem er im Geist »Macht übt«, in der Vielfalt der Wirklichkeit derselbe bleibend, Ausgleich unter den Menschen zu bringen, indem er schließlich seine Gnade darin zeigt, dass er in Maria »seines Erbarmens gedenkt«, wie er es zuvor »den Vätern gesagt hat«.

4. Zum Abschluss

Das Magnifikat gliedert der Evangelist Lukas in vier Strophen. In jeder spricht er in besonderer Weise aus, was ihm Maria bedeutet, was er zu sagen hat über das alle bisherige Gotteserfahrung sprengende Ereignis der Menschwerdung Gottes. Diese vierfache Bezeugung seines eigenen Evangeliums in den Worten Marias wird hier das vierfache Evangelium des Magnifikat genannt, das Evangelium des Vaters, des Sohnes, des Heiligen Geistes und Mariens, der Wurzel Israels als dem tragenden Grund und fruchtbaren Boden der Menschwerdung Gottes. Lukas, erwählter Zeuge Gottes in Christo, schenkt der Christenheit sein Evangelium, indem er im Magnifikat Israels gedenkt, welches in Maria die Immaculata (Unbefleckte) hervorgebracht hat, die es den Christen gebietet, Israel in Demut zu begegnen. Hat Lukas recht geschrieben, wie hier im Durchgang durch das Magnifikat erläutert und bestätigt wird, dann hat er sich damit der paulinischen Einsicht angeschlossen, derzufolge die Heiligen in Christo das Reis sind, das dem Ölbaum Israels eingepropft wurde, (Röm 11,17).

*Horst Folkers (*1945) lebt als Philosoph in Freiburg.*



MARIA als von Gott gebeteter Mensch

Maria bei Luther (1483–1546) und den Lutheranern

von Petra Reitz

Vorbemerkung

Man kann in Luthers Theologie nicht von einer eigenständigen Mariologie sprechen. Vielmehr entwickelt sich sein Verständnis von der Bedeutung Mariens unter zweierlei Perspektiven, nämlich einmal in seiner Zeit, deren Prägungen er ebenso unterworfen ist wie jeder seiner Zeitgenossen, und zum anderen unter dem Druck der theologischen und politischen Auseinandersetzungen. Von daher kann man mit Recht behaupten, er reagiere *situativ*.

Herausgefordert durch das römisch-katholische Dogma der *Aufnahme Mariens in den Himmel* (1950) versucht die protestantische Theologin Reintraud Schimmelpfennig mit ihrer Arbeit über »Die Geschichte der Marienverehrung im deutschen Protestantismus« (1952) zur Wiedergewinnung einer gesunden Marienverehrung beizutragen, während hingegen Theologen wie Horst-Dietrich Preuss mit seiner Arbeit »Maria bei Luther« (1954) um eine eher abgrenzende Darstellung bemüht sind. Besonders die Theologen, die im Gefolge Preuss' schreiben, neigen dazu, die immer situativ ergangenen Äußerungen Luthers dahingehend fortzuschreiben, dass Luther letztlich zu einer gänzlichen Ablehnung der Marienverehrung gekommen wäre. Wohingegen andere behaupten, dass mancher Protestant heute überrascht wäre, wüsste er, welch' positive Aussagen Luther über Maria gemacht habe.

Erst in jüngster Zeit kommt es zu einem umfassenderen Versuch, derzeitiges lutherisches Verständnis von Maria darzustellen, wie in der Publikation »Maria – die Mutter unseres Herrn. Eine Handreichung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands und des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes« (1991).

Weil also die meisten Aussagen Luthers *situativ* ergingen, empfiehlt es sich, Aussagen zum Verständnis Mariens in lutherischer Tradition auf der Grundlage zweier Prinzipien zu treffen, die bei Luther durchgängig sind: das *sola scriptura* (die Schrift allein) und »was Christum treibet«.

Das Prinzip *sola scriptura* will die Tradition immer wieder neu auf das biblische Fundament zurückführen, an ihm prüfen und auch korrigieren; das Prinzip »was Christum treibet« ist der Grad-

messer, an dem je neu überprüft werden soll, ob theologische Aussagen wirklich das Ziel der je größeren Ehre Christi haben. Denn Gottes Menschwerdung und Erlösungswerk durch Christus soll durch nichts geschmälert werden!

Im folgenden Aufsatz soll Luthers *Position*, d. h. positive Aussagen, die er über Maria im Laufe der Zeit und als Reflex auf unterschiedliche Herausforderungen gemacht hat, seine *Negation*, d. h. das, was er deutlich abgelehnt und – auf der Grundlage des biblischen Befundes – ausgeschlossen hat, sowie eine *Vision* entfaltet werden, welches Verständnis von Maria für Lutheraner unserer Zeit möglich wäre.

Luther und die Lutheraner

1. Luther als Kind seiner Zeit

Der 1483 in Eisleben geborene Martin Luther stand noch mit einem Bein im Mittelalter. Von daher wurde er auch durch die damalige Ausprägung der Heiligen- und Marienverehrung beeinflusst. Aufgewachsen (seit 1484) in der Grafschaft Mansfeld, einer Bergbaugegend, muss der junge Luther eine besondere Nähe zur Verehrung der Mutter Marias, der Heiligen Anna als Schutzpatronin der Bergleute, entwickelt haben, was jenes Ereignis im Sommer 1505 bei Stotternheim illustriert, als er während eines Gewitters voller Angst ausrief: »Heilige Anna, hilf, ich will ein Mönch werden!«.

An seinem ersten Studienort, in Erfurt (seit 1501), traf er auf eine ausgeprägte Heiligen- und Reliquienverehrung, weshalb man die Marienverehrung bei Luther nicht getrennt von seiner Entwicklung, die er in der Heiligenverehrung gemacht hat, sehen kann.

Für sein Verständnis der Marienverehrung erfolgt die entscheidende Wende in der Auslegung des Magnificats von 1521.

2. Position

Luther hat sich als Glied der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche verstanden; die altkirchlichen Konzilien wurden von ihm nicht in Frage gestellt. Von daher ist er der Tradition der Kirche gefolgt.

Maria als Gottesgebälerin

Unbestritten ist für ihn die Lehre des Konzils von Ephesus (431) und seiner Interpretation durch das Konzil von Chalcedon (451), welche Maria als »Gottesgebälerin« bezeichnen. Dieses Dogma des 3. ökumenischen Konzils ist für ihn biblisch verbürgt durch Lk 1,26–38 (Verkündigung des Erzengels Gabriel an Maria), Lk 1,42–45 (Seligpreisung der Elisabeth) und durch das Paulus-Wort

*Nicht die Würde
Mariens, sondern
das Wirken Gottes
an ihr ist Zen-
trum von Luthers
Aufmerksamkeit.*

in Gal 4,4–5. In seiner Magnificat-Auslegung von 1521 sagt er dazu: »Darumb in einemm wort hat man alle yhre ehre begriffenn, szo man sie gottis mutter nennet, kann niemand grossers von yhr sagenn, [...]. Es will auch mit hertzen bedacht sein, was do sey gottis mutter sein.« (vgl. WA 7,527 Z.33 ff.).

Luther hat aber dieses Dogma nicht dahingehend verstanden, dass mit ihm die Ehre Mariens erhöht werden sollte, sondern dass mit ihm die volle Wahrheit über die Person Christi unterstrichen werden sollte. Nicht die Würde Mariens, sondern das Wirken Gottes an ihr ist Zentrum von Luthers Aufmerksamkeit, weshalb er ihre Niedrigkeit, die sie im Magnificat besingt, nicht für ein Verdienst Mariens ansieht, sondern er akzentuiert vielmehr Gottes Ansehen dieser Niedrigkeit als einen Akt göttlicher Gnade.

Maria – immer Jungfrau

Unverändert bekennt die evangelische Christenheit mit dem Apostolicum: »geboren von der Jungfrau Maria« und mit dem Nicaeno-Constantinopolitanum: »hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria und ist Mensch geworden«.

Luther hält an der bleibenden Jungfräulichkeit Mariens, wie sie in der kirchlichen Tradition gelehrt wird, fest.

Aber – wie schon bei der Anerkennung Marias als Gottesgebälerin – ist auch die bleibende Jungfräulichkeit vor dem Hintergrund von Luthers Magnificat-Interpretation zu verstehen.

Jungfrau ist Maria bei Luther nicht um ihrer selbst willen, sondern auch hier gilt, dass durch das Zeichen der Jungfräulichkeit allein die Besonderheit Christi hervorgehoben werden soll.

Auch in den lutherischen Bekenntnisschriften, dem »Kleinen Katechismus« (1529), der »Confessio Augustana« (1530), den »Articuli christianae doctrinae« (den sogenannten »Schmalkaldischen Artikeln«) von 1537 und auch in der »Formula Concordiae« (1577) wird an der bleibenden Jungfräulichkeit Mariens festgehalten.

Ihre *immerwährende* Jungfräulichkeit wird in einer Studie der VELKD von 1982 dahingehend gedeutet, dass Maria lebenslang für Gott empfänglich geblieben sei; dies wird – für evangelische Verlautbarungen m.W. erstmalig – in Zusammenhang mit dem Zölibat gesehen, wenn betont wird, dass damit »zugleich die Würde eines ehelosen Lebens als Möglichkeit, erfüllt zu leben, angezeigt werde«.

Die Probleme, die nachauflärerischer Glaube mit dieser Aussage hat, werden in der lutherischen Handreichung von 1991 im Verständnis deutscher Mystik gedeutet: »Weil Maria im Glauben annimmt, dass sie den Sohn Gottes zur Welt bringen soll, ist sie Beispiel jenes Glaubens, der alles von Gott erwartet und erhofft und nichts von sich selbst.«

Dieser Satz wird in der dazugehörigen Anmerkung im Sinne Meister Ekkesharts gedeutet, wenn es heißt: »So wird die Jungfräulichkeit in der deutschen Mystik verstanden. Bei Meister Ekkeshart heißt es: »Notwendig muss es so sein, daß sie eine Jungfrau war, jener Mensch, von dem Jesus empfangen ward. Jungfrau besagt so viel wie ein Mensch, der von allen fremden Bildern ledig ist, so ledig, wie er war, da er noch nicht war...« (Predigt 2. In: Josef Quint (Hg.): Meister Ekkeshart. Deutsche Predigten und Traktate, München 1963, 159).«

3. Position / Negation

Unbefleckte Empfängnis

In der Frage, ob Maria von ihrer Mutter Anna sündlos empfangen worden sei, einer noch auf dem Basler Konzil (1431–1437) umstrittenen Lehre, ist Luther starken Schwankungen unterworfen gewesen. Fußend auf Duns Scotus (†1308) und anderen Scholastikern nahm Luther anfänglich keinen Anstoß an dieser Lehre, sondern unterschied vielmehr eine doppelte Empfängnis; neben der natürlichen kannte er eine »andere Empfängnis«, nämlich die Eingießung der Seele.

1526/27 bezeichnet Luther diese Lehre als nicht schriftgemäß, wenn er sagt: »Aber Gott in der andern empfengnis mit Marien getan habe, ist uns in der schrift nicht angezeigt. Darum auch hier nichts gewisses zu gläuben mag gepredigt werden. Gedanken aber sind zollfrey, mag denken jedermann, was er will, aber doch, dass er keinen artikel des Glaubens daraus mache.«

Das Luthertum heute kann sich – auf biblischer Grundlage – durchaus darauf verstehen, dass Gott Maria schon am Anfang ihrer Existenz zum Werkzeug seiner Gnade bestimmt hat, lehnt aber das durch Papst Pius IX. (1846–1878) formulierte Dogma von der Unbefleckten Empfängnis insofern ab, wenn es Maria aus dem Zusammenhang der schuldhaften Menschheit herauslösen will und auf eine Stufe mit der sündlosen Existenz Christi stellt.

Aufnahme Mariens in den Himmel

Das 1950 als bisher letztes von der römisch-katholischen Kirche durch Papst Pius XII. (1939–1958) verkündete Dogma von der »Leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel« wurde als Fest am 15. August schon zu Luthers Zeiten begangen. Gleichwohl muss man festhalten, dass Luther es letztlich – in Ermangelung einer biblischen Grundlage – abgelehnt hat. Aufhorchen lassen hingegen jüngere Äußerungen lutherischer Theologie, die dem Dogma der »Aufnahme Mariens in den Himmel« insofern etwas abgewinnen können, als in ihm »eine Einheit von Leib und Seele

Das Luthertum heute kann sich – auf biblischer Grundlage – durchaus darauf verstehen, dass Gott Maria schon am Anfang ihrer Existenz zum Werkzeug seiner Gnade bestimmt hat.

gelehrt wird«, die den letzten Worten der alten Fassung des Apostolicums, in deutscher Sprache »Auferstehung des Fleisches«, neue Kraft geben könnten.

*Für**bitte** versus Für**sprache***

Luther unterscheidet zwischen *Fürbitte* und *Fürsprache*: »Für ain fürsprecherin wöllen wir sy nicht haben, für ain fürbitterin wöllen wir sy haben wie die andern hailigen.«

Allerdings ist Maria für ihn nicht mehr Fürbitterin als jeder andere Christ auch, der für einen anderen im Gebet vor Gott tritt. Da Luthers Stellung zur Marienverehrung sich in seiner Auseinandersetzung um die Heiligenverehrung vollzieht, spielt der Gedanke, dass die Heiligen Verdienste erworben hätten, auf deren Grundlage sie bei Gott für uns *Fürsprache* halten könnten, auch bei seinen Überlegungen zu Maria eine wichtige unterscheidende Rolle. Auf Grund seiner reformatorischen Erkenntnis, dass uns Menschen nichts aus menschlichem Verdienst, sondern alles allein aus göttlicher Gnade (*sola gratia*) zuteilwird, lehnt er es ab, dass Maria irgendein Verdienst erworben hätte, das sie in Stand setzen würde, bei Gott für die Menschen *Fürsprache* zu halten. Denn ihr im Magnificat gesprochenes »mir geschehe« und besungene »Niedrigkeit« erkennt Luther nicht als *Grundlage* eines eigenen Verdienstes an, sondern als *Wirkung* und *Ergebnis* göttlicher Gnade. Aber gerade in seiner Magnificat-Auslegung hält Luther auch an der traditionellen Marienverehrung fest, bei der Maria als *Fürbitterin* angerufen werden kann:

»Anrufen sol man sie, das got durch yhren willen gebe und thu, was wir bitten, also auch alle anderen heyiligen antzuruffen sind, das das werckyhe gantz allein gottis bleybe« (WA 7, S. 575, Z. 1–3).

Um die rechte Magnificat-Auslegung ruft Luther sogar zu Beginn seiner Schrift Maria um Fürbitte an, damit sie ihm den rechten Geist erwerbe, um ihren Lobgesang auszulegen. Ebenso ruft er sie wiederum am Ende seiner Auslegung an; beide Male verbindet er aber im selben Atemzug diese Anrufung mit Gott.

Maria wurde – nach Luthers Ansicht – zur *Fürsprecherin*, weil die mittelalterliche Kirche viel zu sehr in Christus den zornigen Richter gesehen hat, so dass sie in Maria die Madonna sah, die den armen Seelen, die sich vor den Richterstuhl Christi geführt sahen, unter ihrem Mantel Schutz gewährte. Dies hat auch Niederschlag in der Darstellung der sogenannten »Schutzmantelmadonna« gefunden, die Luther aus genau diesem Grunde ablehnt.

In der lutherischen Bekenntnisschrift »Apologia Confessionis Augustanae« (1531) wird Maria als *Fürbitterin*, die allen Lobes

wert sei, gewürdigt, doch zugleich wird deutlich herausgestellt, dass nicht sie die Menschen mit Gott versöhnt, sondern Christus:

»Ob nu gleich Maria die Mutter Gottes für die Kirchen bittet, so ist doch das zu viel, daß sie sollt den Tod überwinden, [...] Denn wiewohl sie alles höchsten Lobes wert ist, so will sie doch nicht Christo gleichgehalten sein, sondern will vielmehr, dass wir die Exempel ihres Glaubens und ihrer Demut folgen sollen.«

Maria als Typos der Kirche

Luther deutet Maria allegorisch auf die Kirche. Maria ist somit nicht nur wichtiges Glied der Kirche, sondern auch ihr Bild. Hierin folgt ihm Philipp Melanchthon (1497–1560): »er sagt, Maria unterwarf sich dem Reinigungsgesetz, von dem sie an sich ausgenommen war, weil sie Glied der Kirche war. Alles, was an der Person Marias geschieht, das geschieht gleicherweise in der Kirche« (Corpus Reformatorum, Bd. XIV, Sp. 152).

Auch die lutherische Kirche heute macht – in Rekurs auf Joh 19,25–27 (Maria und der Jünger Johannes unter dem Kreuz) und Off 12 (Die Frau und der Drache) – auf die enge Beziehung zwischen Maria und der Kirche aufmerksam. Sie sieht in Maria ein Urbild des Glaubens, das beispielhaft für die Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden ist; zu Maria als Spiegelbild der Kirche zitiert die VELKD-Studie »Maria- Fragen und Gesichtspunkte. Eine Einladung zum Gespräch« interessanterweise ein Hirtenwort der deutschen katholischen Bischöfe vom 30.04.1979: »Indem die Kirche auf Maria blickt, indem sie zu ihr betet und wallfahrtet, blickt und betet sie zu jenem Idealbild ihrer selbst, das nichts weiter ist als die offene Tür, der Durchgang und Hinweis auf Christus und den dreieinigen Gott«.

Nach evangelischem Verständnis wird Maria als Typos der Kirche also zum Prototyp des Gläubigen. Dies geschieht immer in Anbindung an das lutherische Gnadenverständnis, denn Maria ist hier keine »ferne, der menschlichen Sphäre entrückte Übermutter, die wegen ihrer vorbildlich-tugendhaften Demut und jungfräulichen Reinheit anzubeten ist, denen kein Mensch je gleichzukommen imstande sein wird.« Vielmehr fungiert Maria »als Identifikationsfigur eines jeden verlorenen Sünders, der auf die unverdiente Erhöhung und Rechtfertigung durch die Gnade Gottes hofft und pocht.« (Heiko A. Oberman)

Vielmehr soll der Gläubige nachvollziehen, dass Christus nicht nur aus der Jungfrau Maria geboren ist, sondern zuerst empfangen wurde durch den Heiligen Geist, weshalb er – im Singen des Magnificats – die Erfahrung Mariens für sich nachbuchstabieren soll, wobei der Heilige Geist auch für den Gläu-

Nach evangelischem Verständnis wird Maria als Typos der Kirche also zum Prototyp des Gläubigen.

bigen zum Übermittler des rechten Verstehens von Gottes Wort wird.

Doch es geht – wie bei aller rechten spirituellen Übung – nicht nur um ein Verstehen von Vergangenem, sondern »Ein iglicher sol drauff acht habenn, was got mit yhm wirckt, fur allen wercken, die er mit andernn thut, denn es wirt keinsz selickeit darinnen stehen, was er mit einem andernn, szondernn was er mit dir wirckt.«

So überschreitet der Glaube die Grenzen der Zeit und es entsteht ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen dem in der Vergangenheit, der Gegenwart und dem in der Ewigkeit erklingenden Magnificat, den nur der ewige, ungeschaffene Geist Gottes selbst bewirken kann.

Marienfeste

Die Marienfeste, in denen Tatsachen des Lebens Jesu gefeiert wurden, blieben bei Luther erhalten.

Die biblisch begründeten Feste werden – wie eine Predigt zum Fest Mariä Heimsuchung (2. Juli) von 1520 zeigt – christozentrisch interpretiert, wenn Luther sagt: »Man mag die Mutter ehren, aber um des Sohnes willen.«

So bleiben bei Luther und im Luthertum drei Marienfeste erhalten, die allerdings schon in ihrer Namensgebung die Ausrichtung auf Christus verdeutlichen:

- 2. Februar: Purificatio = Reinigung oder »Mariä Lichtmeß«; im heutigen Perikopenbuch Darstellung des Herrn (Lichtmeß) genannt (vgl. Lk 2, 22–25[25–35])
- 25. März: Annuntiatio = Verkündigung; im heutigen Perikopenbuch Tag der Ankündigung der Geburt des Herrn genannt (vgl. Lk 1, 26–38)
- 2. Juli: Visitatio = Heimsuchung; auch im heutigen Perikopenbuch Tag der Heimsuchung Mariae genannt (vgl. Lk 1, 39–47[48–55]56)

*Eine
eigenständige
Mariologie kennt
weder Luther
noch das Luther-
tum; Mariologie
ist vielmehr ein
subsidiärer
Bestandteil der
Christologie.*

Darüber hinaus hat Luther das Magnificat im Vesper-Gebet der Kirche hoch geschätzt, was sich bis heute in der evangelischen Kirche nicht verändert hat.

Fazit

Eine eigenständige Mariologie kennt weder Luther noch das Luthertum; Mariologie ist vielmehr ein subsidiärer Bestandteil der Christologie. Aussagen über Maria müssen biblisch begründet und in den Konzilsaussagen der frühen Kirche belegt sein. Heiko

A. Oberman macht – nach ausgesprochen historisch differenzierender und kritischer Reflexion – zu Recht darauf aufmerksam, dass ein gänzliches Vergessen Mariens die von der evangelischen Kirche akzentuierte Christologie gefährden könnte! Mit dieser Aussage knüpft er an das Selbstverständnis marianischer Hymnologie in der Orthodoxie an, die ebenfalls weiß, dass fehlende Verehrung der Gottesmutter auch die Verehrung ihres Sohnes mindert! So sehr Oberman darauf hinweist, dass römisch-katholische Bibelinterpretation immer im Spannungsfeld zwischen Schrift und Tradition steht, so wenig kann man heute mehr davon absehen, dass auch evangelische Theologie längst eine Tradition entwickelt hat in der Verstehens-Voraussetzung der von ihr so hoch geschätzten biblischen Grundlage durch den Verstehens-Schlüssel der Rechtfertigungslehre. So wird auch in Luthers Magnificat-Auslegung seine reformatorische Erfahrung zum erkenntnisleitenden Motiv. Maria wird für ihn zur Inkarnation seiner Gnadenlehre!

Gerade in der – durch die Rechtfertigungslehre – geprägten Zugangsweise, die Luther besonders schön in seiner Magnificat-Auslegung herausgearbeitet hat, liegt ein notwendiges Gegengewicht zur römisch-katholischen Mariologie, die stets Gefahr läuft, Maria – entgegen dem biblischen Zeugnis – *über* den Menschen zu stellen; so wird in der katholischen Tradition Maria schnell zur »Mutter der Barmherzigkeit«, was sie bei Luther nie sein kann, weil nicht sie Gnaden gewährt, sondern ihr – exemplarisch für den Menschen – Gnade von Gott gewährt wurde. Immer vorausgesetzt, dass das über Maria Gesagte in letzter Konsequenz auch für den Menschen gilt, verdanken wir römisch-katholischer Theologie wunderbare Aussagen über das Geheimnis unserer Erlösung! Doch offenbar ist das spannungsreiche Verhältnis von *Person* und *Bild* zwischen den Konfessionen noch nicht hinreichend geklärt.

So sieht die evangelische Seite in einer ausgeprägten Mariologie immer wieder die Gefahr einer menschlichen Mitwirkung am Heil und an der Erlösung, während sie selbst umgekehrt in ihrer Akzentuierung der Begnadung des Menschen allein durch Gott Gefahr läuft, sich über den durch Gott befreiten Menschen zu wenig zu freuen und sein durch solche Befreiung ermöglichtes Mitwirken zu bedenken, was vielleicht einen Teil ihrer – von Außenstehenden oft als düster empfundenen – »Karfreitags-Frömmigkeit« ausmacht. So brauchen katholische und evangelische Theologie einander wie ein ungleiches Geschwisterpaar, das ohne den/die anderen allzu allein wäre.

Luther hat seine Magnificat-Auslegung als Kaplan seinem Patron, dem Fürsten Johann Friedrich (Herzog zu Sachsen, Land-

*Nur der Mensch,
der auf seinen
Eigenwillen, im
Sinne der Profil-
sucht und Profit-
gier, verzichtet
und Gott in sich
zum Wohle der
Menschen wirken
lässt, kann auch
im modernen
Europa ein guter,
ein christlich
Regierender sein.*

graf in Thüringen und Markgraf zu Meißen), gewidmet, weil dieser sich bei seinem Onkel, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, - nach Bekanntwerden der Bannbulle (1520) - für Luther brieflich eingesetzt hatte. Gerade weil das Wohl und Wehe vieler Menschen von den Regierenden abhängt, die schnell der Gefahr ihrem eigenen Willen zu folgen unterliegen und so ein Volk ins Verderben stürzen können, wie sie umgekehrt Gott in sich - zum Wohle der Menschen - wirken lassen können durch marianisches Aufgeben ihres Eigenwillens, empfiehlt Luther in seinem Anschreiben das Magnificat besonders für den Fürsten. Er gibt ihm - anhand der Haltung Mariens - immer wieder Anweisungen, wie er sein Herrscher-Amt als christlicher Regent in demütigem Glauben auszuüben habe. Und so schreibt er zum Abschluss an seinen Fürsten: »Darumb mein g.h. und furst, befih ich e.f.g. das magnificat, szonderlich den funnfften und sechsten versz, da bey es in der mitten gefasset wirt, bit und vorman e.f.g. wolt sich alle yhr lebtage fur keinem ding auff erden, ja auch fur der hell nit szo fast furchten als fur dem, das hier die mutter gottis nennet »Mens cordis suik. Das ist der groste, nehiste, mechtigster, schedlichster feynd allen menschen, zuvor der ubirhern«.

Nur der Mensch, der auf seinen Eigenwillen, im Sinne der Profilsucht und Profitgier, verzichtet und Gott in sich zum Wohle der Menschen wirken lässt, kann auch im modernen Europa ein guter, ein christlich Regierender sein.

So wird im Zeitalter der Rückkehr der Religion, in der verschiedenste meditative Ströme an die Kirchen heranbranden und sie befragen, Maria zur Bürgin einer Spiritualität, die nicht aus eigener Kraft zu Gott will, sondern von Gott kommt. Vielleicht braucht gerade das moderne Europa, das unter dem Diktat von Ökonomisierung, Effizienz und Professionalisierung steht, diese in Maria anschaulich gewordene Perspektive von Gnade.

Petra Reitz, geb. 1961 in Witten a.d. Ruhr. Stipendium beim Evangelischen Studienwerk Villigst, Studium in Bonn, seit 1981 Geistliche Begleitung durch P. Dr. Anselm Grün OSB, Exerzitien-Leiter-Ausbildung bei den Jesuiten, 17 Jahre Gemeindepfarrerin am linken Niederrhein, Exerzitienbegleiterin in der Qualifikation Geistliche Begleitung der Evangelischen Kirche im Rheinland, seit 2010 in der Militärseelsorge und seit 2017 erste Leitende Militärdekanin Westdeutschlands mit Dienstsitz in Köln



Literatur:

- Luther, Martin: *Werke. Kritische Gesamtausgabe [Weimarer Ausgabe], Bd. 7, Weimar [1897] Sonderedition 2003: »Das Magnificat verdeutschet und ausgelegt. 1521«; S. 538–604*
- Luther, Martin: *Das Magnificat verdeutschet und ausgelegt durchgesehen und hg. von Walter von Loewenich, München 1929 (Klassische Erbauungsschriften des Protestantismus I)*
- *Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, Göttingen (10. Aufl.) 1986*
- *Maria – Evangelische Fragen und Gesichtspunkte. Eine Einladung zum Gespräch, hg. vom Lutherischen Kirchenamt der VELKD: US 37 (1982); S. 184–201*
- *Maria die Mutter unseres Herrn. Eine evangelische Handreichung. Erarbeitet und verantwortet vom Arbeitskreis der gliedkirchlichen Catholica-Beauftragten der VELKD und des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes (Catholica Arbeitskreis), hg. von Manfred Kießig, Lahr 1991*
- Oberman, Heiko. A.: *Schrift und Gottesdienst. Die Jungfrau Maria in evangelischer Sicht, in: Kerygma und Dogma [KuD] 10 (1964); S. 219–245*



Maria in orthodoxer Theologie und Frömmigkeit

von Andreas Müller



Foto: Andreas Müller

Marienverehrung ist heute ein fester Bestandteil der orthodoxen Tradition. Schaut man auf die gegenwärtigen orthodoxen Kirchen, so legt sich der Eindruck nahe, dass Orthodoxie ohne Mariologie und ohne Marienfrömmigkeit nicht zu denken ist. Ein Blick in die Geschichte der Kirche macht allerdings deutlich, dass die Verehrung Mariens in Ost wie West erst richtig ab dem 5. Jahrhundert einsetzte. Diese Beobachtung stützt die Behauptung, dass es durchaus in den Anfängen des Christentums möglich war, christliche Existenz ohne eine ausgeprägte Marienverehrung zu leben. Allerdings gibt es auch gute Gründe dafür, dass die Fokussierung Mariens dann ab dem 5. Jahrhundert verstärkt einsetzte. Ich werde zunächst der Verehrung Mariens in der Spätantike und im Mittelalter nachgehen, um dann nach Maria in der gegenwärtigen orthodoxen Tradition zu fragen.

1. Die Entwicklung der Mariologie im Umfeld der christologischen Streitigkeiten

Maria findet bereits im Neuen Testament als Mutter Jesu mehrmals Erwähnung. Dabei sind die über sie existierenden Texte

keineswegs alle uneingeschränkt positiv. Neben der biblischen Literatur selber hat die apokryphe, vor allem das Protevangelium des Jakobus, die spätere Marienfrömmigkeit insbesondere im Osten des Römischen Reiches stark beeinflusst.

Von einer ausgeprägten Marien-Verehrung ist bis ins fünfte Jahrhundert im mehrheitskirchlichen Umfeld nichts bekannt. Eine solche erhielt vielmehr mit dem Konzil von Ephesus des Jahres 431 n.Chr. Einzug in das kirchliche Leben. Dieses Konzil definierte nämlich Maria als »Gottesgebärerin«, griechisch: theotokos. Dieser Begriff ist in der orthodoxen Theologie bis heute der Schlüsselbegriff. Mariologie war und ist hier strikt an Jesus gebunden, also Theotokologie. Schon vor dem Konzil von Ephesus (seit Petrus von Alexandrien † 311) hatte sich aus der neutestamentlichen Gedankenwelt heraus die Vorstellung einer (immerwährenden) Jungfräulichkeit Mariens entwickelt, die zunehmend mit asketischem Gedankengut in Verbindung gebracht wurde. Auch diese bestimmt die Ostkirchen bis heute.

In Folge der verstärkten Marienfrömmigkeit im Rahmen der christologischen Streitigkeiten entstanden seit dem 5. Jahrhundert Kirchen mit Marienpatrozinien. Die Konzilskirche in Ephesus scheint bereits ein solches gehabt zu haben. Zahlreiche weitere Kirchen folgten. Insbesondere das sechste Jahrhundert erlebte eine große Blüte von Marienkirchen. Möglicherweise spielte dabei die Weiterentwicklung der Christologie u. a. auf dem Ökumenischen Konzil von Konstantinopel im Jahr 553 n.Chr. eine Rolle. Es entstand z. B. nicht nur eine bedeutende Marienkirche im Dornbuschkloster, dem heutigen Katharinenkloster auf dem Sinai. Ein wichtiger Kirchenbau im Osten war auch der Bau der Nea-Kirche in Jerusalem. Bei seiner Einweihung 543 n.Chr. wurde das Fest Mariä Einführung in den Tempel zum ersten Mal gefeiert, das bis heute in den Orthodoxen Kirchen ebenfalls von Bedeutung ist. Letztlich entstand im 6. Jh. ein wichtiger, noch genauer zu behandelnder byzantinischer Marienhymnus, der so genannte Akathistos. Auch in diesem steht allerdings Maria als Gottesgebärerin im Zentrum, also in ihrem Bezug zu Christus.

Nach dem byzantinischen Bilderstreit im 8. und 9. nachchristlichen Jahrhundert wurde die Marienikonologie ein zentraler Bestandteil orthodoxer Bildtradition. Die mariologischen Grundlinien aus der Alten Kirche wurden aber beibehalten. Lehren wie die von der römisch-katholischen Kirche dogmatisierte unbefleckte Empfängnis Mariens (1854) oder deren leibliche Himmelfahrt sind zwar auch im ostkirchlichen Umfeld nicht vollkommen fremd, aber nie dogmatisiert worden.

Mariologie war und ist hier strikt an Jesus gebunden, also Theotokologie.

Nach dem byzantinischen Bilderstreit im 8. und 9. nachchristlichen Jahrhundert wurde die Marienikonologie ein zentraler Bestandteil orthodoxer Bildtradition.

2. Maria in der gegenwärtigen ostkirchlichen Frömmigkeit

In manchen orthodoxen Kirchen ist die Marienfrömmigkeit sehr ausgeprägt. In der sogenannten altorientalischen äthiopisch-orthodoxen Kirche hat diese z. B. einen besonderen Ausdruck gefunden. Unter den 14 Anaphoren,¹ die die Liturgie der äthiopischen Kirche heute ausmachen, gibt es eine eigene Marienana-phora. Darüber hinaus feiern die Äthiopier an 33 Tagen ein Marienfest. Sie stellen damit durchaus keine Ausnahme, allenfalls ein Extrem dar. Ausgeprägte Marienverehrung gibt es auch in allen anderen orthodoxen Kirchen. Oft knüpft diese an vorherige Kulte u. a. weiblicher Gottheiten an – dies lässt sich nicht nur in Ephesus beobachten, wo zuvor der Kult um Kybele respektive Artemis bedeutsam war. Selbst ikonographisch hat sich solch ein Anknüpfen niedergeschlagen. Dementsprechend kann man Parallelen zwischen der Isis-Horus-Ikonographie und den Maria-Christus-Darstellungen feststellen, die sich allerdings auch generell durch den Bildtyp Mutter-Kind erklären lassen. Ein Anknüpfen an den Isiskult ist gleichwohl plausibel. Und sogar für die Darstellung der Geburt Christi auf der Weihnachtsikone lassen sich Parallelen aufweisen. In Paphos auf Zypern gibt es eine Mosaik-Darstellung der Geburt Achills, auf der seine Mutter Thetis ähnlich wie Maria auf den christlichen Bildern dargestellt wird.

Die Verehrung Mariens lässt sich besonders in Form von Reliquienverehrung, aber auch in liturgischem Kontext und in der Ikonographie beobachten. Ich möchte mich im Folgenden darauf konzentrieren.

2.1. Marienreliquien

Anders als bei anderen Heiligen hat sich für Maria ab dem fünften Jahrhundert die Tradition einer leiblichen Aufnahme in den Himmel entwickelt. Während allerdings im Westen seit dem frühen Mittelalter das Fest Mariae Himmelfahrt gefeiert wurde, hat sich im Osten bis heute die Bezeichnung des Festes als Mariae Entschlafung (κοίμησης θεοτόκου) erhalten. In der orthodoxen Ikonographie ist es die Seele Mariens, die bei diesem Entschlafen den Himmel getragen wird. Gleichwohl gibt es aber auch in der ostkirchlichen Tradition keine unmittelbaren Marienreliquien. Während insbesondere die westliche Tradition zumindest Ausscheidungen Mariens wie ihrer Milch in der Bethlehemer Milchgrotte oder gar ihrem Ohrenschmalz in der Bordesholmer Klosterkirche Verehrung zukommen ließ, hat die ostkirchliche Tradition

¹ Anaphoren entsprechen etwa den lateinischen Hochgebeten.

auf solche Formen der Reliquienverehrung weitgehend verzichtet. Dies gilt auch für die Haare oder das Blut der Gottesmutter, die im Osten m.W. nie Verehrung erfahren haben. Vielmehr spielten hier Berührungsreliquien unmittelbar aus dem Lebensumfeld Mariens eine wichtige Rolle. Die beiden entscheidenden Reliquien stellen dabei der Gürtel der Gottesmutter und ihr Mantel dar. Hintergrund solcher Reliquienverehrung ist die Vorstellung von materialisierter Heiligkeit, der Durchdringung der Materie durch die unerschaffenen Energien Gottes, die bei Heiligen und ihren Überresten in ganz besonderer Weise zu beobachten ist.

2.1.1. Der Gürtel der Gottesmutter

Eine äußerst stark verehrte Reliquie innerhalb der orthodoxen Kirchen stellt der Gürtel Mariens dar. Von diesem Gürtel, den Maria einer Tradition nach während ihrer Schwangerschaft selbst aus Kamelhaar geknüpft haben soll, gibt es mehrere Exemplare. Nach der Legende hat die Gottesmutter den Gürtel dem Thomas, der bei ihrer Himmelfahrt nicht dabei gewesen wäre, nach derselben in einer Vision zukommen lassen – eine auffällige Parallele zu der Erscheinung Jesu vor Thomas im Johannesevangelium. Das bekannteste Exemplar des Gürtels, das ursprünglich in der Kirche des Chalkoprataia-Viertels in Konstantinopel verwahrt wurde, befindet sich heute im Athos-Kloster Vatopedi.

Der Gürtel gilt als stark heilkräftig. Besonders ungewollt kinderlose Frauen sollen nach einem Kontakt mit dem Gürtel gebärfähig werden. Ein Problem stellt dabei dar, dass der Gürtel sich im für Frauen unzugänglichen Garten der Gottesmutter, dem Berg Athos befindet. Bindfäden, die auf etwa 1,5 m Länge geschnitten werden, dienen als Berührungsreliquien und werden von Vatopedi aus in alle Welt verschickt. Der Gürtel reist aber auch öfter durch die Welt. So sollen ihn bei einer Reise durch Russland im Jahr 2011 über 6 Millionen Russen inklusive Vladimir Putin verehrt haben.

2.1.2. Der Mantel der Gottesmutter

In Istanbul, dem einstigen Zentrum der byzantinischen Orthodoxie, gab es noch andere Orte intensiver Marienverehrung. Einige Patrozinien haben sich bis heute erhalten. Zu erwähnen ist etwa die Vlachernen-Kirche im Fener-Viertel. Hier wurde – der Legende nach seit dem Jahr 473 n.Chr. – eine der wichtigsten Reliquien des Byzantinischen Reichs verehrt: Das Gewand der Gottesmutter. Dieses sollen zwei Patrizier namens Galbios und Kandidos aus Jerusalem in die Hauptstadt gebracht haben. Eine Ikone der Vlacherniotissa existiert noch in vielen Kopien: Auf ihr ist Maria mit einem wallenden Gewand in Oranten-Haltung abgebildet. Vor

Hintergrund solcher Reliquienverehrung ist die Vorstellung von materialisierter Heiligkeit, der Durchdringung der Materie durch die unerschaffenen Energien Gottes, die bei Heiligen und ihren Überresten in ganz besonderer Weise zu beobachten ist.

ihrer Brust befindet sich eine Scheibe, auf der Christus als Kind dargestellt ist. Das Vlachernen-Kloster brannte im Jahr 1434 vollständig nieder. Das Gewand der Gottesmutter hat sich angeblich erhalten. Es wird heute im georgischen Zugdidi verehrt. Die Vorstellung vom Schutzmantel Mariens hat sich nicht nur im Westen besonders intensiv, sondern auch im Osten entwickelt. Eine besonders schöne Darstellung von Marias Schutzmantel findet sich auf der Südwand des Klosters Voronet in der rumänischen Moldau. Die Verehrung des Schutzmantels (Pokrov) ist besonders ausgeprägt in der russischen Orthodoxie.

Ein weiteres wichtiges und erwähnenswertes Marien-Patrozinium in Istanbul stellt das Baloukli-Kloster² vor den Toren der Stadt dar. In diesem berühmten, im 6. Jahrhundert erbauten Kloster wird Maria als lebensspendende Quelle (ζωοδόχος πηγή) verehrt. Pilgern wird erzählt, dass die Goldfische im Brunnenbecken ohne Futter leben. Dies sei ein Sinnbild für das Wirken der Gottesmutter. In Baloukli werden die Ökumenischen Patriarchen bestattet. Auch deswegen handelt es sich um einen wichtigen Ort für orthodoxe Pilger. Die heutige Kirche wurde allerdings erst 1833 erbaut.

2.2. Marienhymnen

Eng mit der Vlachernen-Tradition verbunden ist ein Hymnus an Maria, der in der orthodoxen Tradition bis heute vor allem in der Fastenzeit gesungen wird. Es handelt sich um einen durch ein Proömium eingeleiteten Text, der in 24 Strophen die Inkarnation Christi und die Rolle der Gottesmutter im Heilswerk besingt. Er wird als Akathist bezeichnet, was so viel bedeutet wie »nicht im Sitzen« gesungen. Jedenfalls hat die Gemeinde beim Akathist zu stehen.

Gedichtet wurde der Hymnus wahrscheinlich im 6. Jahrhundert. Er stellt ein Akrostichon dar. Jede Strophe beginnt mit einem Buchstaben des Alphabets. Geprägt ist er durch den immer wiederkehrenden Refrain: »Gegrüßet Du, jungfräuliche Braut« und das »Halleluja«.

Wer den Hymnus verfasst hat, ist nicht mehr auszumachen. Als Autoren werden u. a. der bekannte ostkirchliche Liederdichter Romanos der Melode, aber auch der konstantinopolitanische Patriarch Sergios angesehen. Ursprünglich war der Hymnus ganz eng mit dem Fest der Verkündigung an Maria verbunden, das am 25. März, also neun Monate vor Weihnachten gefeiert wird. Heute wird er am fünften Samstag der Fastenzeit rezitiert, der ihm in

² Balık ist das türkische Wort für Fisch.

besonderer Weise gewidmet ist. Darüber hinaus singt man ihn im Kontext anderer größerer Feste. Ähnlich wie die übrigen Lobgesänge (Chairetismoi) an die Gottesmutter während der Fastenzeit ist der Hymnus in den orthodoxen Gemeinden sehr beliebt.

Er wird eng verbunden mit der Belagerung Konstantinopels durch die Awaren im Jahr 626 n.Chr. Den Legenden nach hat Patriarch Sergios die truppenmäßig stark unterlegene Stadt nicht nur durch das Herumführen von Reliquien, vor allem auch des Mantels der Gottesmutter, und Marienikonen gegen die Feinde verteidigt. Vielmehr hat er nach dem erfolgreichen Abwenden der Gefahr und dem Rückzug der Feinde als Dank den Akathist-Hymnus anstimmen lassen. In diesem Zusammenhang ist das Prooemium neu gedichtet worden, das noch heute als Einleitung des Hymnus rezitiert wird.

In der orthodoxen Tradition werden dem Hymnus wie auch den Reliquien stark apotropäische, also Feinde und Dämonen abwehrende, Wirkungen zugesprochen. Es ist daher wohl nicht erstaunlich, dass die beeindruckendsten Darstellungen des Akathist ebenfalls auf den Außenwänden der rumänischen Moldauklöster zu finden sind. Diese wurden in einer Zeit bemalt, in der sich die moldauischen Herrscher durch die osmanischen Türken massiv bedroht sahen. Die Rezitation des Hymnus bei der Schlacht gegen die Awaren im Jahr 626 n.Chr. wurde nun ikonographisch so wiedergegeben, als ob die Awaren die Türken des 16. Jahrhunderts wären! Darüber sind die einzelnen Strophen des Akathist gemalt, die man wahrscheinlich auch bei den Belagerungen durch die Türken rezitierte. Maria wurde somit gleichsam zur Schutzpatronin in der Orthodoxie stilisiert. Dementsprechend sind auch die einzelnen Strophen gestaltet. Beispielhaft dafür steht die erste Strophe:

In der orthodoxen Tradition werden dem Hymnus wie auch den Reliquien stark apotropäische Wirkungen zugesprochen.

*»Der für uns kämpfenden Herzogin als Siegespreis, aus Wehe erlöst,
weihe das Dankeslied ich, deine Stadt, dir, Gottesgebälerin.
Dein ist die Kraft, die nichts bekämpft. So befreie mich aus jeder Gefahr,
auf dass ich dir rufe: Gegrüßet du, jungfräuliche Braut.
Der Engel Fürst ward vom Himmel gesandt,
der Gottesmutter zu bringen den Gruß.
Und da er sah, Herr, wie bei der Stimme des Engels du Fleisch annähmest,
da erschauerte er und erstarrte und sprach also zu ihr:
Gegrüßet du, durch die aufstrahlt die Wonne.
Gegrüßet du, durch die fliehet der Fluch.
Gegrüßet du, die zurückrief den gefallenen Adam.*

Gegrüßet du, die von ihren Tränen Eva erlöst.
Gegrüßet du, Gipfel, schwer ersteigbar dem Sinne der Menschen.
Gegrüßet du, Tiefe, schwer erschaubar selbst den Augen der Engel.
Gegrüßet du, du bist der Thronszitz des Königs.
Gegrüßet du, weil du den trägst, der das All trägt.
Gegrüßet du, Gestirn, spiegelnd die Sonne.
Gegrüßet du, Schoß der Fleischwerdung Gottes.
Gegrüßet du, durch die erneut wird die Schöpfung.
Gegrüßet du, durch die ein Kind wird der Schöpfer.
Gegrüßet du, jungfräuliche Braut.»

Marienfrömmigkeit in Form von Hymnen hat in den Ostkirchen eine bis heute andauernde Popularität. Dies macht ein bekannter Hymnus deutlich, den der Hl. Nektarios von Ägina 1905 gedichtet hat. Zahlreiche Legenden ranken sich auch noch um diesen zeitgenössischen Heiligen, der den Gesang nach einer Erscheinung der Gottesmutter und deren persönlicher Aufforderung zur Dichtung verfasst haben soll. Bei seiner Dichtung orientierte sich Nektarios stark an dem Vorbild des Akathistos. Auch er verfasste 24 Anrufungen, allerdings in vier Strophen mit einem gleichlautenden Refrain: »Gegrüßet du, jungfräuliche Braut.« In drei Strophen wird die Gottesmutter in höchsten Tönen gepriesen und erst in der letzten Strophe angerufen. Die populärste Melodie des Hymnus stammt aus dem Athos-Kloster Simonopetra. Sie ist zwar in byzantinischen Kirchentönen komponiert, durch ihren Dreivierteltakt aber auch deutlich ein Produkt der Moderne und der westlichen Einflüsse auf die Orthodoxie.

Die Hintergründe für den Hymnus sind nicht mehr genau zu erheben. Er wurde jedenfalls in einer Zeit gedichtet, in der Griechenland von starken Identitätskrisen geprägt war. Möglicherweise wollte Nektarios in Zeiten militärischer Bedrohung und der Verunsicherungen durch die immer stärker aufblühenden ethnischen Nationalismen betont griechische und orthodoxe Tradition festhalten – eine historische Analyse des Hymnus ist noch nicht geleistet worden. Sein Revival im Kloster Simonopetra ist jedenfalls auch vor dem Hintergrund neopatristischer Tendenzen im ausgehenden 20. Jh. zu deuten. Zwei Strophen des Hymnus können von seinen Inhalten eine Vorstellung geben:

1.
O reinste Jungfrau, Herrscherin,
Gebärerin Gott Sohnes! R
O Jungfrau, Mutter, Königin
und Zierde seines Thrones! R

Schwebst über Himmel hoch empor,
strahlst heller als die Sonne. R
Erfreust der heil'gen Jungfrau Chor,
erhöht der Engel Wonne. R
Sich deinem Glanz der Himmel neigt;
er spiegelt deine Reinheit. R
Du übertriffst an Heiligkeit
all' Himmelsheereseinheit. R

4.
Dich anzufleh'n, o hehre Braut,
ich jetzt in Demut wage! R
Die Augenlider senke traute!
Ich will nur deine Gnade! R
Woll'st, Herrscherin so huldreich stets,
woll'st, Jungfrau, auf mich schauen! R
Du Tempel edlen Hochgebets,
du Mutter, mein Vertrauen! R
So hilf mir, nimm mich, schütze mich
vor Feindes Wut und Werben! R
Und mach – ich bitt' dich inniglich! –
mich ew'ges Leben erben! R
R (Refrain):
Freu dich, Braut jung und unvermählt!

2.3. Marienikonen

Eine besondere Verehrung erfährt Maria in der Ostkirche im Bereich der Ikonographie. Marienikonen sind in allen Kirchen an zentraler Stelle präsent. In jeder Ikonostase, in jeder orthodoxen Ikonenwand, befindet sich links von der zentralen, der königlichen Pforte, eine Darstellung Mariens. Allerdings wird sie dort in der Regel nie ohne Christus dargestellt. Vielmehr wird sie fast immer als Gottesgebälerin, als Theotokos präsentiert und hält dementsprechend Christus im oder auf dem Arm. Ausnahmen stellen lediglich einige Kirchen auf Zypern dar bzw. Ikonen, auf denen Maria einen Teil der Deesis, der Fürsprache gemeinsam mit Johannes vor dem Thron Christi darstellt.

In der Ikonostase steht Maria auf der linken Seite der königlichen Pforte Christus, dem Weltenherrscher, auf der rechten Seite gegenüber. Dies wird oft als die Repräsentanz beider Geschlechter, aus denen sich Gemeinde zusammensetzt, verstanden.

Maria ist in der Regel in orthodoxen Kirchen noch an zwei anderen Orten im ikonographischen Programm immer präsent: In der Apsis-Kalotte im Osten und auf der westlichen Innenwand

*Eine besondere
Verehrung erfährt
Maria in der
Ostkirche im
Bereich der
Ikonographie.
Marienikonen
sind in allen
Kirchen an
zentraler Stelle
präsent.*

des zentralen Kirchenraums. In der Apsis befindet sie sich über dem Altar. Auch dies verweist auf ihre Rolle als Gottesgebälerin. Das Geheimnis der Menschwerdung Gottes und das Geheimnis der Wandlung der irdischen Elemente in göttliche Realität auf dem Altar werden dabei eng miteinander in Verbindung gebracht. Während so im Osten des Kirchengebäudes der Anfang von Leben symbolisiert wird, ist der Westen durch die Darstellung der Entschlafung der Gottesmutter geprägt. Die ganze Gemeinde wird so gleichsam durch Bilder der Gottesmutter im Rahmen von Werden und Vergehen verstanden.

Marienikonen sind nicht nur als Fresken im Kirchraum an entscheidenden Stellen vorhanden. Es gibt in den Ostkirchen vielmehr auch eine große Fülle verschiedener Typen von Marienikonen, die oft nach konkreten Orten, gelegentlich aber auch nach dem Typ der Darstellung benannt werden. Die bekannteste ist die Gottesmutter Hodegetria, zu Deutsch: die Wegweisende. Maria verweist auf dieser Ikone mit ihrer rechten Hand mit oft überlangen Fingern auf Christus, der auf ihrem linken Arm sitzt. Die Hand deutet nicht nur auf ihren göttlichen Sohn, sondern zugleich auch gen Himmel – Christus wird somit als Himmelsweg interpretiert.

Über die verschiedenen ikonographischen Typen von Marienikonen hinaus verehren orthodoxe Christen in ganz besonderer Weise die sogenannten *Acheiropoietai*.

Eine *acheiropoieta* ist zu Deutsch nichts anderes als eine nicht von (Menschen-)Hand gemachte Ikone. Solche Ikonen entsprechen in gewisser Weise der Orthodoxen Bildtheologie, nach der Ikonen ja keine Porträts, sondern vielmehr Fenster zum Himmel bieten. Allerdings verstanden die Byzantiner unter den *Acheiropoietai* keine gleichsam vom Himmel gefallenen Bilder, sondern vielmehr authentisch, unmittelbar vom Vorbild genommene. Ab dem 8. Jahrhundert sind dementsprechend auch Marienporträts bekannt, die angeblich der Evangelist Lukas höchstselbst gemalt haben soll. Solche Ikonen erfahren eine herausragende Verehrung innerhalb der Orthodoxie und werden oft mit Wundertätigkeit in Verbindung gebracht.

Kurz sei dementsprechend auf wundertätige Marienikonen eingegangen. Insbesondere auf dem Berg Athos, aber auch an vielen anderen Stellen des orthodoxen Kosmos sind solche Ikonen vorhanden. Sie machen Maria als Fürsprecherin gleichsam präsent. Die Ikone der *Portaitissa* im Athos-Kloster Iviron etwa gilt als Schutz für den gesamten Berg Athos. Die Ikone, die nach der Legende während des Bilderstreits im 9. Jahrhundert

ins Meer geworfen und auf wundersame Weise zum Athos gekommen sein soll, darf den Heiligen Berg nicht mehr verlassen. Nach der festen Überzeugung der Mönche würde das jedenfalls das Ende der Mönchsrepublik bedeuten. Selbst dem Drängen des russischen Zaren, die Ikone zur Heilung seiner Tochter nach Moskau zu schicken, gaben die Mönche der Legende entsprechend nicht nach. Vielmehr schickten sie eine Kopie, die sich bis zur Oktoberrevolution in einer kleinen Kapelle am Eingangstor zum Roten Platz befand. Wundertätige Marienikonen existieren überall in der orthodoxen Welt, so z. B. auch auf Zypern. Die Marienikone des bedeutendsten Inselklosters, die Kykkiotissa, wird bei Dürreperioden in Prozessionen über die Felder geführt, um Regen auszulösen. Materialisierung von Heiligkeit, die sowohl der orthodoxen Ikonentheologie als auch dem modernen Weltbild selbst von Christen insbesondere westlicher Provenienz widerspricht, lässt sich jedenfalls im christlichen Osten bis heute wahrnehmen.

2.4. Marienerscheinungen

Marienerscheinungen sind nicht nur ein Phänomen im Katholizismus. Dennoch sind im orthodoxen Umfeld die in der koptischen Kirche zu beobachtenden Erscheinungswunder außergewöhnlich. Die bekannteste Marienerscheinung fand im Kairoer Stadtteil Zeitun statt. Dort war nach der festen Überzeugung vieler koptischer Christen im Jahr 1968 mehrere Wochen lang das Bild der Gottesmutter über dem Dach der Kirche bzw. in deren Kuppel erschienen. Angeblich hat man das Bild sogar photographieren können. Heute stellt die Kirche von Zeitun einen sehr bedeutenden Wallfahrtsort dar, dem gegenüber eine große Kathedrale gebaut worden ist. Die koptische Kirche, die sich im Land der Heiligen Familie beheimatet sieht, hat in einer religionspolitisch keineswegs einfachen Lage mit solchen Erscheinungen zu ihren Gunsten zu argumentieren versucht. Selbst in der muslimischen Nachbarschaft sei die Erscheinung ja schließlich wahrgenommen worden.

3. Schluss

Ist orthodoxe Marientheologie und -frömmigkeit auch für evangelische Christen rezipierbar? An vier Punkten ist zusammenfassend zu konstatieren:

1. Maria macht in den orthodoxen Kirchen so deutlich wie keine andere Frau, dass Kirche sich an prägenden Stellen aus Männern und Frauen zusammensetzt – das mag auch die prominente

Materialisierung von Heiligkeit, die sowohl der orthodoxen Ikonentheologie als auch dem modernen Weltbild selbst von Christen insbesondere westlicher Provenienz widerspricht, lässt sich jedenfalls im christlichen Osten bis heute wahrnehmen.

*Auch durch sie wurde der gars-
tige Graben
zwischen Trans-
zendenz und
Immanenz, zwi-
schen Himmel
und Erde, Gott
und den Men-
schen gleichsam
überwunden.*

- Platzierung von Mariendarstellungen in der Ikonostase orthodoxer Kirchen verdeutlichen. Marienikonographie verweist jedenfalls darauf, dass nicht nur in der Welt, sondern auch in der Kirche Frauen und Männer eine zentrale Rolle spielen.
2. Als Mutter Gottes ist Maria im orthodoxen wie im altkirchlichen Sinn durchaus zu verehren. Auch durch sie wurde der garstige Graben zwischen Transzendenz und Immanenz, zwischen Himmel und Erde, Gott und den Menschen gleichsam überwunden. Für diese besondere Rolle im Heilswerk Gottes, die u. a. in der Hymnik der Ostkirchen breit kommentiert wurde, verdient Maria auch unter evangelischen Christen besondere Aufmerksamkeit.
 3. In der sogenannten Volksfrömmigkeit kann sich Marienverehrung allerdings auch von der Christusverehrung lösen und verselbständigen. Die Verehrung Mariens gelegentlich nahezu als vierter Hypostase Gottes, die auch in den orthodoxen Kirchen zu beobachten ist, entspricht weder dem biblischen Zeugnis noch der frühchristlichen Theologie.
 4. Marienreliquien als Apotropäum oder Mittel zum Heil sind für evangelische Christen – zumal nach der Aufklärung – problematisch. Sie versinnbildlichen aber zumindest, dass Gott einst wirklich Mensch geworden ist. Und sie provozieren unter evangelischen Christen bis heute die Frage: Ist eine strikte Trennung von Transzendenz und Immanenz wirklich sachgemäß, entspricht es unserem christlichen Glauben, Gottes konkretes Wirken aus unserer Welt herauszudenken?

*Dr. Andreas Müller ist seit 2009 Professor für Kirchen- und Religionsgeschichte in Kiel. Durch ein Aufbaustudium in Orthodoxer Theologie von 1993–1995 in Thessaloniki ist er mit ostkirchlicher Frömmigkeitspraxis vertraut. Er ist u. a. auch als Leiter der Sektion Kirchen-
geschichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie und
Schatzmeister der Gesellschaft zum Studium des Christlichen Ostens
tätig.*

Maria – Zwischen den Konfessionen

von Horst Gorski

Man könnte meinen, Maria sei für Protestanten kein Thema. Martin Luther hat die Marienverehrung abgeschafft – diese reformationsgeschichtliche Einordnung gehört zum Grundbestand des populären Wissens in unseren evangelischen Kirchen.

Daneben steht unvermittelt, dass auch protestantische Christen aufwachsen mit Krippenspielen zu Weihnachten, die ohne »Maria und Josef« nicht denkbar wären. Weihnachtslieder besingen Maria erkennbar (Maria durch ein' Dornwald ging) oder verschlüsselt (Es kommt ein Schiff geladen). Auch die Ikonographie evangelischer Kirchen kommt nicht ohne Maria aus. Und die »Madonna von Stalingrad« des evangelischen Pfarrers und Arztes Kurt Reuber berührt auch Herzen in evangelischen Kirchengemeinden. Neben der Ablehnung jeglicher Marienverehrung (bzw. dessen, was man dafür hält) und einer dogmatischen Leerstelle in den evangelischen Theologien der Gegenwart steht scheinbar unvermittelt ein menschlich direkter Zugang zu Maria als der Mutter Jesu und als einem Symbol für Geborgenheit und Schutz.

Dieser kognitiv dissonante Befund wird kaum reflektiert. Auch im Rahmen des Reformationsjubiläums spielte die Frage der Mariologie keine Rolle. Im ökumenischen Dialog ist in der Regel nur von den offenen Fragen zu Amt und Eucharistie die Rede, nicht aber vom Verständnis der Mariendogmen. Die Verkündigung des Dogmas von der Aufnahme Marias in die himmlische Herrlichkeit durch Papst Pius XII. 1950 leitete eine ökumenische Eiszeit ein, nicht zuletzt deshalb, weil der Akt selber das erste – und bisher einzige – Mal war, dass ein Papst vom 1870 verkündeten Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit Gebrauch gemacht hat. Der damalige Leitende Bischof der VELKD, der bayerische Landesbischof Hans Meiser, ließ eine harsche Kanzelrede als Erwidern ergehen. Der protestantische Unmut von damals scheint inzwischen aber Desinteresse oder schlicht Gleichgültigkeit gewichen zu sein.

Das ist bedauerlich, weil es, solange dies so bleibt, weder zu einer Aufarbeitung der konfessionstheologischen Differenzen noch zur Überprüfung des Verhältnisses der protestantischen Frömmigkeit und Theologie zu Maria kommen kann. Und beides könnte sich lohnen! Der »Evangelische Erwachsenenkatechis-

Neben der Ablehnung jeglicher Marienverehrung (bzw. dessen, was man dafür hält) und einer dogmatischen Leerstelle in den evangelischen Theologien der Gegenwart steht scheinbar unvermittelt ein menschlich direkter Zugang zu Maria als der Mutter Jesu und als einem Symbol für Geborgenheit und Schutz.

mus« schreibt mit Recht: »Maria ist nicht nur ›katholisch‹; sie ist auch ›evangelisch‹. Protestanten vergessen das leicht.«¹

Martin Luther hat bis zum Lebensende zu den Marienfesten gepredigt. Er hat nicht jegliche Marienverehrung abgeschafft, aber hat sie – bildlich gesprochen – vom Kopf auf die Füße gestellt. Maßgeblich waren für ihn zwei Kriterien:

1. Das Zeugnis der Heiligen Schrift: Luther ließ an Lehraussagen über Maria nur gelten, was in der Heiligen Schrift bezeugt ist. In einer Predigt zum 15. August 1522 mokierte er sich über den fehlenden Bezug zwischen dem Evangelium des Tages, Lukas 10,38–42 »Maria und Martha«, und dem Fest Mariä Himmelfahrt mit den Worten »wie sich das Evangelium darauf reimet, das siehet jedermann wohl«. Forsch fährt er deshalb fort: »Nu, das sei gnug vom Fest. Nun auf das Evangelium.« (Weimarer Ausgabe [WA] 10 III, 268–273). Ein Jahr später poltert er: »Die, die dieses Fest eingesetzt haben, waren so weise wie Kühe.« (WA 11, 159–161).

Die Bedeutung Marias für den Glauben sieht er in ihrer biblisch bezeugten Demut als Vorbild für die Christen. In seiner Auslegung des Magnificat 1521 für Herzog Johann Friedrich entfaltet Luther diese Rolle: Angelpunkt seiner Auslegung ist der Satz »Gott hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen« (Lukas 1,48). Daraus sollen die Christen Trost schöpfen, dass Gott auch ihre Niedrigkeit ansehen wird. Mit dieser Deutung setzt er sich ab gegen die Deutung ihrer Rolle als »Himmelskönigin«. Sie hat mit ihrem »mir geschehe, wie du gesagt hast« (Lukas 1,38) in vorbildlicher Hingabe Gott entsprochen, sich dadurch aber kein Verdienst erworben. Handelnd allein ist Gott, der ihre Niedrigkeit ansieht. In einer Predigt über das Magnificat sagt Luther: »Respexit [er hat angesehen] – das ist das grost in cantico« (WA 27, 236–244).

2. Die Unantastbarkeit der Erlöserrolle Jesu Christi: Im Sermon von der Geburt Mariä schreibt Luther 1522: »Nun lassen wir's geschehen, dass sie geehrt wird, da wir nach der Schrift schuldig sind, einander zuvorzukommen mit der Ehre... Aber man muss sich vorsehen, dass sie recht geehrt werde. Wenn das Volk ist also tief in diese Ehre getreten, dass sie viel höher geehrt wird, denn recht ist, daraus zween Schaden kommen: ein Abbruch Christo... Der ander Schad ist, dass auch dem gemeinen Volk davon ein merklicher Abbruch geschieht, ... weil über

*Daraus sollen die
Christen Trost
schöpfen, dass
Gott auch ihre
Niedrigkeit
ansehen wird.*

¹ Hg. vom Lutherischen Kirchenamt der VELKD, Gütersloh 1975, S. 392. Die Neuauflage von 2010 formuliert weniger pointiert: »Maria gehört als die Mutter Jesu in das Evangelium und ist keineswegs nur ›katholisch‹.« (S. 274)

der Ehre für Maria und die Heiligen der armen, bedürftigen Christen vergessen wird.« (WA 10 III, 312–331).

Auch dies letztere Argument ist für Luther keineswegs nebensächlich: Das Stiften, Kapellenbauen und die hohe Zahl an Heiligenfeiertagen (zu seiner Zeit waren im Kurfürstentum Sachsen ca. 1/3 aller Werktage Feiertage!) gingen auf Kosten der Nächstenliebe. Im Zentrum seiner Argumentation aber steht die Christologie. Dass der Erlöserrolle Jesu Christi kein Abbruch getan wird, das ist Dreh- und Angelpunkt von Luthers Argumentation. So formuliert er 1528 prägnant in einer Predigt über die Hochzeit zu Kana: »Das Wort soll man malen um ihr Bild, so ein trefflich fein Wort ist das: ›Was er euch sagt, das tut!‹.« (WA 27, 27–30). Das Bild Lucas Cranachs auf der Predella des Altars der Stadtkirche in Wittenberg, auf dem der predigende Luther gegenüber dem Volk auf Christus am Kreuz zeigt, veranschaulicht diese Geste. Dies ist die rechte Marienverehrung: sie nachzuahmen, indem man auf Christus verweist.

Was bedeutet die theologiegeschichtliche Aufarbeitung der Mariologie Martin Luthers für die evangelischen Kirchen der Gegenwart und für die Ökumene? Darauf wird man zunächst ganz ehrlich antworten müssen: Nicht viel. Außer natürlich, dass es immer gut ist, verfälschende Bilder der Historie zu korrigieren. Das sind wir dem Anspruch an wissenschaftlich ausgewiesene Theologie schuldig. Aber dann?

Dass der Erlöserrolle Jesu Christi kein Abbruch getan wird, das ist Dreh- und Angelpunkt von Luthers Argumentation.

Der Catholica-Arbeitskreis der VELKD und des DNK/LWB hat 1982 in einer Stellungnahme, die dem ökumenischen Gespräch dienen sollte, geschrieben: »Christen, denen Mariologie und Marienverehrung fremd sind, fehlt im Prinzip nichts, wenn sie nur Jesus Christus als Mitte und Maß ihres Glaubens haben ... Maria ist für den christlichen Glauben illustrativ, nicht normativ.«²

Dem kann man auf katholischer Seite das Wort Bernhards von Clairvaux gegenüberstellen: »De Maria numquam satis«. Über Maria kann nie genug gesagt werden. Es lassen sich ohne Frage Beispiele einer aus protestantischer Sicht überbordenden Marienfrömmigkeit auch aus den letzten Jahrzehnten, insbesondere aus dem Pontifikat des polnischen Papstes Johannes Paul II. anführen, die manche Vorurteile zu bestätigen scheinen. Die Inbrunst beispielsweise, mit der auch heute noch für die »Weihe Russlands

² Maria. Evangelische Fragen und Gesichtspunkte. Eine Einladung zum Gespräch, hg. vom Lutherischen Kirchenamt, Hannover 1982, hier S. 15.

*Ihre Aufnahme in
die himmlische
Herrlichkeit ist
gerade unter
diesem Gesichtspunkt keine
exotische Sonderlehre, sondern
eine Aussage
über den Menschen und seine
durch den
Sündenfall nicht
zerstörte Natur.*

an das unbefleckte Herz Mariens« geworben wird, dürfte für Protestanten schwer nachzuvollziehen sein.

Das II. Vatikanische Konzil hat in Kapitel VIII der Kirchenkonstitution »Lumen gentium« eher vorsichtige Aussagen zur Mariologie gemacht und damit die Tradition korrigiert. Allein, dass dieses Kapitel Teil der Kirchenkonstitution wurde und nicht – wie von manchen Konzilsvätern gewünscht – als eigenes Konzilsdokument veröffentlicht wurde, ist als Zurückweisen mancher überzogener Teile der Tradition zu verstehen. 400 Konzilsväter hatten sich die Verkündigung eines neuen Mariendogmas gewünscht, 300 die Lehre von Marias »Mittlerschaft aller Gnaden«. Doch die Mehrheit des Konzils entschied anders. Zu der Stimmung der Konzilszeit passt die Äußerung Joseph Ratzingers, der am Beispiel christologischer Würdetitel davor warnte, durch Äquivokationen unnötig Konturen zu verwischen.³ Die Deutsche Bischofskonferenz veröffentlichte 1979 das Hirtenwort »Maria, die Mutter ihres Herrn«, worin die Ausrichtung aller Marienverehrung auf Christus und den dreieinigen Gott eingeschärft wird. Man war der Hoffnung, dass die Mariologie so »kein ökumenisches Ärgernis sein« könne.

Einen anderen Ansatz vertrat Karl Rahner, dessen ökumenische Gesinnung außer Zweifel steht, der aber in den Fragen der Mariologie eine theologische Tiefendimension berührt sah, die insgesamt gründlicherer Klärung bedürfte als nur einiger Korrekturen der Marienfrömmigkeit: »Man kann überdies auch nicht bezweifeln, dass sich vielleicht das Ganze der Lehrdifferenzen zwischen der evangelischen Christenheit und der katholischen Kirche in dem Gegensatz der Mariologie wiederfinden lässt, weil dieser Gegensatz letztlich doch nichts anderes ist als der radikalste Fall des Gegensatzes in der theologischen Lehre vom Menschen und seinem Verhältnis zu Gott überhaupt.«⁴ Zu diesem Schluss kommt Rahner gerade deswegen, weil er Maria nicht als Himmelskönigin sieht, sondern als Urbild des Menschen. Ihre Aufnahme in die himmlische Herrlichkeit ist gerade unter diesem Gesichtspunkt keine exotische Sonderlehre, sondern eine Aussage über den Menschen und seine durch den Sündenfall nicht zerstörte Natur. Diese Kontroverse in der Anthropologie ist auch durch die »Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre« 1999 nicht überwunden, auch wenn sie nun so interpretiert werden kann, dass sie nicht mehr kirchentrennend sein muss.

³ Joseph Ratzinger, Das Problem der Mariologie, in: Theologische Rundschau 61 (1965), S. 80.

⁴ Karl Rahner, Zur konziliaren Mariologie, in: Stimmen der Zeit 174 (1964), S. 87–101, hier S. 88.

Ob die Mariologie für das ökumenische Gespräch eine Rolle spielen sollte oder notwendigerweise muss, lässt sich demnach unterschiedlich beantworten. Eine mögliche Lesart ist, sich mit den Korrekturen an der römisch-katholischen Mariologie, die vom II. Vatikanum, etlichen Bischofsworten und der akademischen Theologie seither vorgenommen wurden, zu begnügen und das »Fass« nicht erneut aufzumachen. Eine andere Lesart ist, dass dies weder möglich noch nützlich sein wird, weil sich an der Mariologie konfessionstheologische Differenzlinien mindestens illustrieren, wenn nicht sogar zwingend festmachen, auf die der ökumenische Dialog früher oder später wieder stoßen wird.

Auch für die evangelische Frömmigkeit bleiben unterschiedliche Einsichten und Einschätzungen möglich: Man kann die historische Aufarbeitung der Mariologie Luthers ad acta legen. Eine unmittelbare Bedeutung für die Gegenwart protestantischer Frömmigkeit hat sie nicht. Man kann die historische Aufarbeitung aber auch als Appell lesen, den Reichtum der Tradition wahrzunehmen. Kann ein gelegentlich an kognitivem Übergewicht leidender protestantischer Glaube durch die Betrachtung eines Vorbildes an Demut, Hingabe und Christusliebe nicht an Bildhaftigkeit und menschlicher Zugänglichkeit gewinnen? Hat die weihnachtliche Volksfrömmigkeit, die ohne Maria nicht auskommt, nicht auch ihr Recht?

Paul Tillich hat treffend gesagt, dass Symbole geboren werden und sterben können, dass sie aber nicht beliebig disponibel sind. Erzwingen lässt sich eine Wiederbelebung der Marienfrömmigkeit in der evangelischen Kirche also nicht, unabhängig davon, ob man dies für erstrebenswert hielte. Aber Versuche, Maria als Teil des Evangeliums neu mit Aufmerksamkeit zu bedenken, würden zeigen, ob sie auf fruchtbaren Boden fallen.

Dr. Horst Gorski war von 1988–1998 Gemeindepastor in Hamburg, ab 1999 Propst des Kirchenkreises Altona und ab 2009 im fusionierten Kirchenkreis Hamburg-West/Südholstein der Nordkirche. Er ist seit 2015 Vizepräsident des Kirchenamtes der EKD und Leiter des Amtsbereiches der VELKD im Kirchenamt der EKD.



Gott empfangen und zur Welt bringen

Evangelische Annäherungen an Maria

von Manfred Gerland

*Maria bietet von
allen Aspekten
des Menschseins
und des
Glaubens her
Identifikations-
möglichkeiten.*

*... es scheint, als
sei sie umso mehr
von Evangelischen
bewusst ignoriert
und in den Hinter-
grund gesetzt
worden, je mehr
sie in der katho-
lischen Kirche
verehrt wurde.*

Keiner anderen Person in der Geschichte der Kirche ist so viel Beachtung und Verehrung zuteilgeworden wie Maria. Für unzählige Gläubige ist sie zur vorbildlichen Frau und Heiligen schlechthin geworden. In der Gemeinschaft der Heiligen hat ihr die Kirche einen Ehrenplatz im Kreise der Apostel eingeräumt. Und immer wieder waren die Gläubigen versucht, sie in einen göttlichen Rang zu erheben. Nach den Zeugnissen der Evangelien stellt sie ihr ganzes Leben in den Dienst Gottes, lässt seinen Willen geschehen und vertraut ganz und gar auf ihren Sohn Jesus, bis in den Tod hinein. Maria bietet von allen Aspekten des Menschseins und des Glaubens her Identifikationsmöglichkeiten: Sie ist demütig und mutig, sie ist glücklich über die Geburt ihres Sohnes und traurig über seinen gewaltsamen Tod. Sie teilt die Freuden und Sorgen einer Mutter und behauptet sich als Frau in einer Männergesellschaft. Sie geht den Weg des Glaubens von ihrer Berufung bis zu ihrer himmlischen Vollendung. Das Geheimnis ihrer Anziehungskraft liegt wohl nicht zuletzt darin begründet, dass sie in das christliche Gottesbild und die Spiritualität Aspekte der Mütterlichkeit und der weiblichen Wärme einbringt und dort repräsentiert.

»Maria ist nicht nur *katholisch*, sie ist auch *evangelisch*« behauptet der Evangelische Erwachsenenkatechismus¹ und weist damit auf ein seit der Reformation bestehendes Defizit in der protestantischen Theologie und Frömmigkeit hin. Leider hat Maria über Jahrhunderte hinweg dort noch nicht einmal die Anerkennung und Würdigung bekommen, die ihr die Evangelien zukommen lassen. Immerhin ist sie in den biblischen Berichten der Mensch, der in innigster Verbindung zur Menschwerdung Gottes steht, sie ist die Mutter Jesu, der in den altkirchlichen Bekenntnissen als wahrer Mensch und wahrer Gott bekannt wird, und damit ist Maria auch Mutter Gottes zu nennen und als solche zu achten. Aber es scheint, als sei sie umso mehr von Evangelischen bewusst ignoriert und in den Hintergrund gesetzt worden, je mehr sie in der katholischen Kirche verehrt wurde. Evangelische

¹ Evangelischer Erwachsenenkatechismus. Kursbuch des Glaubens, i. A. der Katechismuskommision der VELKD hg. v. W. Jentsch u. a., Gütersloh 1975, S. 392.

nennen sie gern »Magd des Herrn« (Lk 1,48) und verbinden damit den Versuch einer »Erdung« Marias angesichts einer manchmal überbordenden katholischen Marienfrömmigkeit.

Evangelische Christozentrik hat in Theologie und Frömmigkeit Maria und die Heiligen in die bloße Memoria eingeschlossen. Man erinnert sich hier und da ihrer Lebensgeschichte, betrachtet diese aber als etwas Abgeschlossenes. Die Spuren des Wirkens Gottes durch den Heiligen Geist in der Lebensgeschichte Marias werden dabei bis heute nicht wirklich wahrgenommen. Die Heilsgeschichte des neuen Bundes vollzieht sich aber nun einmal durch die Hingabe und Einwilligung der Frau aus Nazareth. Ihrer zu gedenken, sie zu ehren, mit ihrer Präsenz zu rechnen, ist nur recht und billig. Ihr Leben als Weg des Glaubens zu betrachten ist zwar nicht heilsnotwendig, aber doch aufschlussreich, um den eigenen Glaubensweg zu finden und gehen zu können.

Eine evangelische Marienfrömmigkeit braucht sich nicht auf den im ökumenischen Dialog bereits bekannten evangelischen Minimalismus und auf die »eiserne Ration« zu beschränken, sondern darf aus der Fülle des Evangeliums und der gemeinsamen altkirchlichen Tradition schöpfen und so ein unbefangenes Verhältnis zu Maria gewinnen. Dabei kann auch ein Blick auf die orthodoxe Marienfrömmigkeit helfen, die der römisch-katholischen sehr nahesteht. Allerdings übersteigt in der Marienfrömmigkeit der Ostkirche die anbetende Schau der göttlichen Geheimnisse die diskursive Reflexion bei weitem und öffnet die Tiefenschichten der Seele für die religiöse Erfahrung. »Auslegung des Marienglaubens findet sich deshalb weniger im lehrhaften Traktat als in liturgischen Texten und Homilien, weniger im Denken *über* Maria, als im ergriffenen Lobpreis *an* Gott, an Christus wie auch an sie selbst.«²

In der sufistischen Tradition des Islam wird Maria als die unbefleckte Mutter verehrt, die das geistige Kind Jesus geboren hat. Sie wird oft als Symbol der Seele angesehen, die göttliche Inspiration empfängt und so vom göttlichen Licht »schwanger« wird. Moslems verehren noch heute das angebliche Grab Marias in der Nähe von Ephesus und zeigen damit, »dass die tiefe Liebe für die Jungfrau, das Modell der Reinheit, die so oft in der mystischen Dichtung genannt wird, noch immer eine lebendige Kraft in der islamischen Welt ist.«³

*Ihr Leben als Weg
des Glaubens zu
betrachten ist
zwar nicht heils-
notwendig, aber
doch aufschluss-
reich, um
den eigenen
Glaubensweg zu
finden und gehen
zu können.*

² F. Courth: Maria/Marienfrömmigkeit, IV. Orthodoxie, in: Theologische Realenzyklopädie 22 (1992), S. 149; vgl. auch E. Jungclaussen: Marienverehrung im östlichen Christentum, in: W. Beinert (Hg.): Maria heute ehren, Freiburg 1977, S. 46–63.

³ A. Schimmel: Mystische Dimensionen des Islam. Die Geschichte des Sufismus, Frankfurt/Main 1995, S. 609.

*Alle Aussagen
des Neuen Testa-
ments und der
altkirchlichen
Bekenntnisse in
dieser Sache
beschreiben
vielmehr
bestimmte spiri-
tuelle Vorausset-
zungen und
Haltungen, ohne
die Gott nicht zur
Welt kommen
kann.*

»Evangelische Annäherungen an Maria, die Mutter Jesu«,⁴ gelingen am besten durch möglichst unbefangene biographische Zugänge. Dabei spielen Lieder, Hymnen, Bilder, Gebete und Übungen, weniger dogmatische Verlautbarungen eine wichtige Rolle. Wenn der Gläubige irgendwann in Maria sein eigenes Wesen entdeckt und versteht, dass er wie sie Sünder ist, aber geschaffen wurde, um am Leben Gottes in dieser Welt teilzuhaben, dann kann ihm Maria in ihrem Glaubensleben zum Leitbild christlicher Existenz werden. Vielleicht wächst so aus der Freude darüber das unbefangene Lob Marias. »Selig bist du, die du geglaubt hast!«, sagt Elisabeth zu Maria. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle KindsKinder, antwortet Maria in ihrem Lied. Was hindert uns, das zu tun: Maria selig zu preisen? Sie, die Jesus empfangen und ausgetragen und zur Welt gebracht hat, seine Mutter. An ihr kann uns aufgehen, was es für uns bedeutet, was der Sinn unseres Lebens ist, wenn wir an ihn glauben: Auch wir sollen Jesus empfangen und austragen und zur Welt bringen. Wir sind Maria, wir können es werden, wir müssen es werden.«⁵

Als **Jungfrau und Gottesgebärerin** ging Maria in die Bekenntnisse der Kirche ein. Auf ältere Bekenntnisse zurückgreifend formuliert das Apostolische Glaubensbekenntnis von Jesus Christus: »empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria«.

Über das Verständnis der Jungfrauenschaft Marias gab und gibt es in der Kirchen- und Dogmengeschichte bis in die jüngste Zeit hinein immer wieder heftigste Auseinandersetzungen.⁶ Da Aussagen über die Jungfrauengeburt nach wie vor nicht zuerst als Aussagen über Maria, sondern über Jesus Christus als wahrer Mensch und wahrer Gott verstanden und diskutiert werden müssen, berühren sie den Nerv des christlichen Bekenntnisses und Glaubens. Das Bekenntnis zur Jungfrauenschaft Marias muss jedoch unberührt bleiben von biologischen Spekulationen.⁷ Alle Aussagen des Neuen Testaments und der altkirchlichen Bekenntnisse in dieser Sache beschreiben vielmehr bestimmte spirituelle Voraussetzungen und Haltungen, ohne die Gott nicht zur Welt kommen kann. Sie sind an der Gestalt Marias in besonderer Weise hervorgetreten.

⁴ Vgl. Chr. Zippert: Evangelische Annäherungen an Maria, die Mutter Jesu, in: Una Sancta 4/2004, S. 344–358.

⁵ Chr. Zippert, a. a. O., S. 352.

⁶ Vgl. G. Lüdemann: Jungfrauengeburt? Die wirkliche Geschichte von Maria und ihrem Sohn Jesus, Stuttgart 1997.

⁷ Zur neueren Diskussion in der katholischen Kirche um ein unbiologisches Verständnis der virginitas vgl. K. Rahner: Virginitas in partu, Schriften zur Theologie (SchzTh) IV, 173–205; ders: Jungfräulichkeit Marias, SchzTh XIII, S. 361–377.

Die göttliche Gnade hat Maria erwählt, sie zur Partnerin in der Heilgeschichte gemacht und sie zur Einwilligung in das ungeheuerliche Geschehen der Menschwerdung Gottes befreit. Maria steht mit ihrer Einwilligung »Mir geschehe, wie du gesagt hast« (Lk 1,38) an einem einmaligen Punkt der Heilgeschichte mit universeller Bedeutung für alle Zeiten und Räume der Menschheitsgeschichte. Sie ist nicht die Gnade, sie ist auch nicht die Mittlerin, sie ist aber »die freie Annahme der Gnade und des Mittlers«.⁸ So konnte die fleischgewordene Gnade zuerst in ihrem Glauben und dann in ihrem Leib Gestalt annehmen.

Daraus ergeben sich einige wichtige **spirituelle Aspekte**. Wenn es stimmt, dass Jungfräulichkeit im Verständnis der neutestamentlichen Berichte und der Theologie der Kirchenväter mehr ist als eine biologische Beschreibung, sondern vor allem »Botschaft davon, wie uns das Heil zukommt«⁹, wenn sie »keine Aussage über ihren Familienstand, sondern über ihre Spiritualität«¹⁰ ist, dann lohnt es sich, Einzelheiten dieser jungfräulichen Spiritualität näher zu betrachten.

Die Jungfräulichkeit Marias zeigt sich zunächst in jener Haltung der **Offenheit und Verfügbarkeit**. Dass sie in dieser Haltung Gott gegenüber treten kann, ist nicht zuerst ihr Verdienst, sondern ist begründet in der Erwählung Gottes. Sie ist die von Gott »Begnadete«, Gott ist in besonderer Weise mit ihr, so wird es ihr vom göttlichen Boten zugesagt. Ihre Offenheit und Verfügbarkeit ist durch göttliche Gnade in ihr gewirkt. In dieser Erwählung und Bereitung für den besonderen Dienst vollzieht sich das geistliche Geschehen der Partnerschaft zwischen Gott und Maria. »Jungfrau kann Maria heißen, obwohl sie Mutter wird, nicht aufgrund asketischer Verleugnung ihres Geschlechts, sondern weil sie Gott dem Herrn ein neues, von väterlichem Recht und männlicher Herrschaft unabhängig gewordenes Leben nach dem Geist verdankt. Ihre Jungfräulichkeit ist ein Zeichen der neuen, Mann und Frau gleichstellenden Freiheit der Kinder Gottes, zu der Gott selbst durch seinen Geist befreit (Gal 4,6; Röm 8,15).«¹¹ Marias Jungfräulichkeit ist somit auch eine Bezeichnung ihrer menschlichen **Unabhängigkeit** und ihrer alleinigen Bindung an Gott. In ihrer neuen Aufgabe, Mutter des Erlösers zu sein, ist sie frei von aller männlichen Herrschaft und Bevormundung und allein Gott

In dieser Erwählung und Bereitung für den besonderen Dienst vollzieht sich das geistliche Geschehen der Partnerschaft zwischen Gott und Maria.

⁸ A. a. O., S. 25.

⁹ J. Ratzinger: Einführung in das Christentum, München 1968, 228.

¹⁰ W. Beinert: Die mariologischen Dogmen und ihre Entfaltung, in: Handbuch der Marienkunde I, Regensburg 1984, S. 328.

¹¹ M. Heymel: Maria entdecken. Die evangelische Marienpredigt, Freiburg 1991, S. 227.

verpflichtet. Sie führt darin kein abgeleitetes Leben mehr, ihr Frausein und ihre Mutterschaft sind nicht begründet und bezogen auf ihre Beziehung zu Joseph, ihrem Verlobten, sondern ihre neue weibliche und spirituelle Identität gewinnt sie in ihrer Einwilligung in das geistgewirkte Geschehen der Befruchtung durch das göttliche Wort.

Maria bestätigt die göttliche Erwählung mit ihrer Einwilligung in das göttliche Handeln. Gott hat sie zur Partnerin in seinem Heilsplan bestimmt, sie gewürdigt, in Freiheit ihre Zustimmung zu geben oder auch sich dieser Aufgabe zu verweigern.

Maria ist in ihrer Spiritualität der Offenheit vor allem eine **Hörende**. Hörend empfängt sie das Wort Gottes, gibt ihm Raum in ihrem Herzen und in ihrem Leib.

Evangelische Theologie, die von der reformatorischen Erkenntnis *sola scriptura* herkommend immer wieder die zentrale Bedeutung des Wortes Gottes betont, und evangelische Spiritualität, die besonderen Wert auf das Hören des Wortes Gottes legt und im persönlichen Lesen der Bibel und im Hören der Predigt eine zentrale Aufgabe und Haltung des Glaubens sieht, finden im Hören Marias ihr ureigenstes Thema. Von Maria können evangelische Christen vor allem das *meditative Hören* lernen, das das äußere Wort der Schrift und Predigt nach innen nimmt und »im Herzen bewegt« (Lk 2,19).

Maria hat, so sagt das 2. Vatikanische Konzil, Gottes Wort *in ihrem Herzen und in ihrem Leib* empfangen, d. h. die Empfängnis Jesu durch die Jungfrau Maria wird zunächst als ein personales (*concepti mente*) und erst dann als ein leibliches (*ventre*) Phänomen gedeutet.¹²

Der leiblichen Empfängnis geht also im Herzen Marias eine personale Begegnung, ein **Empfangen im Herzen** voraus, ein spirituelles Empfangen, das christlichen Glauben überhaupt charakterisiert. Wenn nicht »im Leib«, also in der Form leiblicher Schwangerschaft wie bei Maria, so doch »im Herzen« will der, der das schöpferische Wort Gottes selbst ist, von allen Menschen empfangen werden.

Auch Martin Luther nimmt in einer Predigt von 1520 dieses Motiv auf: »Deshalb, wenn diese Geburt uns soll zu Nutze kommen und das Herz wandeln soll, müssen wir das Exempel der Jungfrau in unser Herz bilden und ihr nachfolgen; denn es gibt keine andere Weise, es muß in unseren Herzen auch also zugehen, wie es ihr

¹² Vgl. W. Beinert: Die mariologischen Dogmen und ihre Entfaltung, a.a.O., S. 326.

geschehen ist». ¹³ »Also werden auch wir schwanger vom Heiligen Geist und empfangen Christus geistlich.« ¹⁴

Schwanger werden durch das Wort Gottes mittels des Heiligen Geistes wird in der Tradition nicht als ein allein Maria vorbehaltenes exklusives Geschehen, sondern eine jedem Menschen mögliche Erfahrung beschrieben. Es geschieht in freier göttlicher Gnade, jedoch nicht ohne Einwilligung des Menschen. Neben dem sich Gott hinneigenden Hören als einer spirituellen Haltung und Übung braucht es die menschliche Einwilligung und Zustimmung zu diesem Geschehen. Gottes Erwählung wartet auf die Antwort des Glaubens.

War es nun wirklich Maria allein vorbehalten, Christus *leiblich* zu empfangen, und können alle nach ihr Geborenen Christus nur im Geist bzw. im Herzen empfangen? Geistliche Erfahrungen brauchen den Leib als Resonanzboden, sie müssen sich verleiblichen, wie bei Maria inkarnieren, um beim Menschen wirklich anzukommen. Wenn das Evangelium, das Wort Gottes, wie Paulus sagt, eine *dynamis tou theou*, eine Energie Gottes (Röm 1,16) ist, die den ganzen Menschen bis in seine Körperlichkeit hinein erfasst und umgestaltet, dann muss dem menschlichen Leib als Resonanzraum der göttlichen Kraft und Energie neu Beachtung geschenkt werden. Nicht durch Nachahmung, Imagination, Identifikation oder emotionale Prozesse vollzieht sich leibliches Empfangen des göttlichen Wortes, sondern in einer Art spirituell-leiblicher Infusion göttlicher Energie. Dem entspricht eine spirituelle Haltung, die auch den Leib und nicht nur das Herz, die Seele oder eine diffuse Innerlichkeit als Ort dieses Geschehens ernst nimmt. Auch der Leib muss sich bereiten und präparieren für das Eingehen der göttlichen Energie (griech. *en-ergein*, das ist das, was von außen *in* den Leib *eingeht*). Identifikationen und Imaginationen sind eher psychologische und weniger religiöse Prozesse, die diffuse Emotionen auslösen und die Regungen des menschlichen Herzens auf Gott hin projizieren. Religiöse Erfahrungen hingegen sind Krafteinwirkungen, die den Menschen von außen her erreichen, die in ihn eingehen und ihn bis in seine Leiblichkeit hinein erfassen und auch körperliche Strukturierungen bewirken. Dieses Geschehen wird am deutlichsten leibhaftig und sinnlich fassbar im heiligen Abendmahl, wenn sich Jesus Christus mit den Elementen von Brot und Wein verbindet und durch den Genuss der heiligen Speise vom Kommunikanten leiblich inkorporiert wird.

Schwanger werden durch das Wort Gottes mittels des Heiligen Geistes wird in der Tradition nicht als ein allein Maria vorbehaltenes exklusives Geschehen, sondern eine jedem Menschen mögliche Erfahrung beschrieben.

¹³ M. Luther, Weimarer Ausgabe 7, S. 189.

¹⁴ M. Luther, Weimarer Ausgabe 9, S. 625.

*Fasten, beten,
pilgern, sich
bekreuzigen,
knien, wachen
u. a. sind leib-
liche Übungen,
die den Leib
bereiten für den
Empfang des
Wortes Gottes.*

Dass im heiligen Mahl Gott auch mit dem Leib empfangen wird, ist unbestritten; dass dieser Empfang auch leibhaftige Auswirkungen hat, behauptet zumindest Paulus, wenn er die Korinther darauf hinweist, dass ein unrechtmäßiger Empfang des Leibes Christi bei ihnen zu mancherlei körperlichen Krankheiten, ja sogar bei einigen zum Tode geführt habe (1Kor 11,29f.).

Da es neben dem Empfangen des Wortes Gottes im Herzen auch ein leibliches Empfangen des Wortes gibt, muss nicht nur das Herz auf dieses Geschehen vorbereitet werden, sondern auch der Leib in Prozeduren der Reinigung und Bereitung präpariert werden.

Fasten, beten, pilgern, sich bekreuzigen, knien, wachen u. a. sind leibliche Übungen, die den Leib bereiten für den Empfang des Wortes Gottes. Dass solche auf den Leib bezogenen Übungen in evangelischer Spiritualität eher vernachlässigt oder gar abgeschafft und als fromme verdienstliche Werke denunziert und bekämpft wurden, hat evangelischen Christen in ihrem Glaubensleben eher geschadet. Vieles davon wird nun in evangelischen Kreisen wieder eingeübt und praktiziert

Maria als Vorbild des Glaubens zu sehen, fällt evangelischen Christen nicht schwer. Schwerer fällt ihnen jedoch die Würdigung ihrer Rolle in der Heilsgeschichte. Für eine Verehrung Marias als Jungfrau, die Gott ihren Leib geschenkt hat, damit Christus zur Welt kommen konnte, um uns zu erlösen, gibt es in evangelischer Frömmigkeit keine Sprache, keine Gebete, keine Rituale. Sie im Gebet persönlich anzureden oder gar als Fürsprecherin oder Fürbitterin anzusprechen, ist für evangelische Christen in der Regel eine unüberwindbare Hürde. Zu groß ist die Angst, die alleinige Mittlerrolle Christi im Heilsgeschehen dadurch in Frage zu stellen. Luther konnte da noch ganz unbefangen mit Maria umgehen. Er erkannte ihre besondere Rolle im Heilsgeschehen an, was sich in einer großen Liebe und Verehrung zu ihr ausdrückte.

Evangelische Annäherungen an Maria sind m.E. heute am einfachsten über die Spiritualität zu gewinnen. Wie Maria zu werden, offen für die Anrede Gottes zu sein, Christus – das Wort Gottes – hörend im Herzen zu empfangen, mit ihm »schwanger« zu gehen, ihn auszutragen und in die Welt zu bringen, das ist eine spannende Erfahrung des Glaubens, die einem auch heute widerfahren kann und für die man sich offenhalten sollte.

Manfred Gerland, Dr. theol., Jg. 1954, Pfarrer für Meditation und geistliches Leben in der Ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck, geistlicher Leiter der Ev. Bildungsstätte Kloster Germerode, Spiritual, Pilgerpfarrer, Autor verschiedener Bücher, u. a. Meine Seele erhebt den Herrn. Eine evangelische Pilgerreise zu Maria, Leipzig 2007.

»Stimmen der Väter«

Altkirchliche Marientexte

von Heiko Wulfert

Das Mysterium der Inkarnation

Ein Auszug aus einer Predigt des **Origenes** (185–254) über Mt 1,18–25 zeigt, wie die Mariologie ganz in die Christologie eingebunden ist. Die Jungfräulichkeit Marias ist für Origenes ein Zeichen dafür, dass Gott ins menschliche Fleisch gekommen ist. Die angeführten Typologien tauchen auch in der Ikonographie immer wieder auf: Maria wird im Bild des brennenden Dornbuschs gesehen, der in Flammen steht und nicht verbrennt – so gebiert die Jungfrau. Sie bleibt unversehrt, wie Daniel in der Löwengrube, der dort auf wunderbare Weise von Habakuk Nahrung erhält, obwohl die Pforten verschlossen bleiben – eine Reminiszenz an das apokryphe Buch »Bel et Draco«. Die Predigt ist in einem Evangeliar Karls des Großen erhalten (GCS 12, S. 239f):

»Als Maria, seine Mutter, dem Joseph verlobt war«. Warum war es nötig, daß Maria dem Joseph verlobt war, außer aus dem Grund, daß dieses Geheimnis vor dem Teufel geheim gehalten werde und jener Böse nichts mit Lug und Trug gegen die verlobte Jungfrau erreichen könne? Vielleicht war sie auch deshalb dem Joseph verlobt, damit Joseph sich um das Neugeborene und Maria auf dem Weg nach Ägypten und bei der Rückkehr kümmern könne. Aus dem Grund war sie dem Joseph verlobt und dennoch nicht in Begierde verbunden. »Seine Mutter« heißt es: eine unbefleckte Mutter, eine unversehrte Mutter, eine unverletzte Mutter. »Seine Mutter« – wessen Mutter? Mutter des eingeborenen Sohnes Gottes, des Herrn und Königs, des Bildners und Schöpfers aller Dinge; jenes, der in der Höhe ohne Mutter und auf Erden ohne Vater ist; jenes der in den Himmel durch seine Gottheit im Schoß des Vaters ist und auf Erden, nachdem er einen Körper angenommen hat, im Schoß der Mutter. O verehrenswerte Gnade! O unaussprechliche Süße! Und unsagbares und großes Geheimnis! Eine ist zugleich Jungfrau und Mutter; Mutter des Herrn und seine Magd; den Schöpfer selbst hat sie geboren. Wer hat das jemals gehört? Wer hat so etwas gesehen? Wer kann das ganz bedenken, daß die Mutter Jungfrau ist und unverletzt gebiert? Die Jungfrau bleibt und gebiert? So sah man einmal den Dornstrauch brennen und die Flamme berührte ihn nicht, so waren auch die drei Knaben im Feuerofen eingeschlossen und das Feuer schadete ihnen nicht noch war ein Brandgeruch

Maria wird im Bild des brennenden Dornbuschs gesehen, der in Flammen steht und nicht verbrennt – so gebiert die Jungfrau.

an ihnen, oder wie Daniel in der Löwengrube eingeschlossen war und während die Türen geschlossen waren, wurde ihm doch das Mahl von Habakuk gebracht – so gebar die heilige Jungfrau den Herrn und blieb unverletzt, sie wurde Mutter und verlor die Jungfräulichkeit nicht, sie gebar einen Sohn, blieb aber, wie es gesagt wurde, Jungfrau. Die Jungfrau gebar also und blieb Jungfrau, sie wurde Mutter eines Sohnes und verlor nicht das Siegel der Jungfräulichkeit. Warum? Weil das, was erschien, nicht ein Mensch war, sondern der eingeborene Gott, der ins Fleisch gekommen war. Er wurde nicht plötzlich Fleisch, sondern die vollkommene Gottheit kam in einen Körper. Der ganze und ungeteilte Gott kam in einen menschlichen Leib und wurde geboren, der Gott und Herr ist, nahm die Gestalt eines Knechtes an. Nicht nur ein Teil des Eingeborenen kam in einen Körper und er teilte sich auch nicht, daß er zur Hälfte beim Vater und zur Hälfte in der Jungfrau war, sondern ganz war er beim Vater und ganz in der Jungfrau, ganz im Schoß des Vaters, ganz im menschlichen Körper. Er verließ nicht den Himmel, um Irdisches zu suchen, sondern bewahrte, was im Himmel war, und rettete, was auf Erden war.

Marienlob in Hymnen der syrischen Kirche

Ungeheuer reich ist der Schatz an Hymnen, der aus dem Gebiet der syrischen Orthodoxie erblüht. Ephräm, Kyrillonas und Baläus finden klingende Worte zum Lob Gottes und der Heiligen. Im Hymnus Ephräms sind in der deutschen Übersetzung die geistreichen und leuchtenden Wortschöpfungen gar nicht wiederzugeben, die den griechischen Text durchdringen. Bei Baläus (auch Balai genannt) fallen zunächst die typologischen Bezüge auf, der brennende Dornbusch, die Jakobsleiter, die Bundeslade und die verschlossene Pforte.

*Du hast Gott und
das Wort dem
Fleisch nach
geboren, Jung-
frau vor der
Geburt, Jungfrau
nach der Geburt –
und wir sind mit
Gott versöhnt
durch Christus,
Deinen Sohn.*

Ephräm (306–373) (PSG 3,545)

Aber, jungfräuliche Herrin, unbefleckte Mutter Gottes, meine Herrin voller Ehren, größer als all mein Gut, erhaben über die Himmel, reiner als das strahlende und leuchtende Sonnenlicht . . . Stab Aarons, der erblühte, erwiesen als der wahre Stab, und seine Blüte ist dein Sohn, der wahre Christus, mein Gott und Schöpfer: Du hast Gott und das Wort dem Fleisch nach geboren, Jungfrau vor der Geburt, Jungfrau nach der Geburt – und wir sind mit Gott versöhnt durch Christus, Deinen Sohn.

Der Dichter wird nicht müde, das Wunder der Inkarnation im Bild Mariens mit dem Kind in immer neuen Bildern darzustellen. Schließlich erscheint Maria besonders in ihrer Fürbitte für die Kirche – der Weg zur Verbindung von Mariologie und Ekklesiologie ist bereits gewiesen.

Baläus (vor 431) (BKV, Reihe 1, Bd. 6)

Selig bist du, Maria, weil in dir die von den Propheten verkündeten Geheimnisse und Rätsel ihre Lösung gefunden haben! Moses stellte dich dar im Dornbusch und in der Wolke, Jakob durch die Leiter, David durch die Bundeslade und Ezechiel durch die Pforte, die verschlossen und verriegelt war. Und siehe, heute sind durch Deine Geburt ihre Geheimnisse erfüllt worden! Lob sei dem Vater, der seinen eingeborenen Sohn gesandt hat, der von Maria aus aufging, uns vom Irrtum erlöste und ihr Andenken im Himmel und auf Erden verherrlichte!

Selig bist du, o Maria, weil in dir erfüllt worden sind die von den Propheten verkündeten Geheimnisse und Rätsel! Selig bist du, denn du hast ihn empfangen! Selig bist du, denn du hast ihn geboren! Selig bist du, denn du hast ihn gesäugt, den Allernährer! Selig bist du, denn auf deinem Schoße hast du jenen Gewaltigen getragen, der die Welt trägt durch seine Macht, der alles lenkt! Selig bist du, o Gebenedeite, denn deine Lippen haben jene Glut geküsst, die das Kind aus dem Geschlecht Adams verzehrt! Selig bist du, denn aus deinem Schoße leuchtete ein Glanz hervor und überstrahlte den ganzen Erdbereich und dieser lobsingt dir! Selig bist du, denn mit deiner Milch hast du Gott ernährt, der in seiner Barmherzigkeit gering geworden ist, um die Elenden groß zu machen!

Heil dir, du unsere Zuflucht, Heil dir, du unser Ruhm, denn durch dich ist unser Geschlecht zum Himmel erhöht worden! Bitte Gott, der aus dir geboren ward, dass er seiner Kirche Frieden und Ruhe sende! Möge er durch die Kraft deines Gebetes, o Mutter des Allerhöchsten, der Erde und ihren Bewohnern völligen Frieden geben! Lob sei ihm, der kam und aus Maria aufging, sie zu seiner Mutter machte und durch sie zum Kinde ward! Gebenedeit sei der König der Könige, der Mensch geworden ist und das Menschengeschlecht zur Höhe des Paradieses erhoben hat! Lob sei seinem Sender, der ihn zu unserer Erlösung sandte, und Preis dem Heiligen Geiste, der unsere Sünden tilgt!

Lob sei ihm, der kam und aus Maria aufging, sie zu seiner Mutter machte und durch sie zum Kinde ward!

In der Fülle der Zeit

Basilius (330–379) weist die Stellung Marias im Heilsplan Gottes auf. Zu einem festen Zeitpunkt, der Fülle der Zeit, sollte sich dieser Heilsplan verwirklichen. Im vorgesehenen Augenblick gab es aber kein reineres Gefäß der Auserwählung als Maria, die – es ist dies nur sekundäre Begleiterscheinung – allerdings damals schon verlobt war. So war die unvergleichliche Heiligkeit Mariä im Verein mit dem unverrückbaren Zeitpunkt beginnender Erlösung der Grund, weshalb eine – gleichsam zufällig gerade schon verlobte – Jungfrau Mittlerin des Heilsplanes wurde. Der Hauptton in diesem Beweisgange ruht also auf der zeitlich genauen Festlegung der Erlösung seitens Gottes – dabei wird Gottes Willen stärker

Rechnung getragen als menschlicher Eignung oder Bereitschaft (BKV 1, Bd. 147, S. 164f):

*Es war nämlich
der geeignete
Zeitpunkt für die
Menschwerdung
des Herrn ge-
kommen, der
längst vorher-
bestimmt und vor
Grundlegung der
Welt beschlossen
war, jener Zeit-
punkt, da der Hl.
Geist und die
Kraft des Aller-
höchsten jenes
gotttragende
Fleisch bilden
mußten.*

Und welches war die Werkstätte für diesen Heilsplan? Der Leib der hl. Jungfrau. Welches sind die wirkenden Ursachen der Geburt? Der Hl. Geist und die überschattende Kraft des Allerhöchsten. Doch vernimm lieber die eigenen Worte des Evangeliums! »Denn als seine Mutter Maria«, heißt es, »mit Joseph verlobt war, fand es sich, daß sie, ehe sie zusammenkamen, vom Hl. Geiste empfangen hatte.« Jungfrau, und dabei verlobt mit einem Manne, war sie als das geeignete Werkzeug zur Erlösung ausersehen, damit so die Jungfrauschaft geehrt und anderseits die Ehe nicht verrufen werde. Die Jungfräulichkeit wurde als geeignet zur Heiligung ausersehen; mit der Verlobung aber war der Anfang zum ehelichen Leben gegeben. — Zugleich aber hatte sie im Bräutigam einen Schirmer ihres Lebens, insofern Joseph berufener Zeuge der Reinheit Mariä sein und Maria nicht dem Verdachte ausgesetzt werden sollte, die Jungfräulichkeit verletzt zu haben. — Ich kann aber noch einen anderen Grund anführen, keineswegs weniger gewichtig als die genannten: Es war nämlich der geeignete Zeitpunkt für die Menschwerdung des Herrn gekommen, der längst vorherbestimmt und vor Grundlegung der Welt beschlossen war, jener Zeitpunkt, da der Hl. Geist und die Kraft des Allerhöchsten jenes gotttragende Fleisch bilden mußten. Weil aber das zu jener Zeit lebende Menschengeschlecht nichts der Reinheit Mariä Ebenbürtiges aufzuweisen hatte, das die Kraft des Geistes hätte aufnehmen können, sie aber zuvor schon verlobt war, so wurde die selige Jungfrau auserkoren, da ja ihre Jungfrauschaft unter der Verlobung keineswegs gelitten hat. — Es ist übrigens von einem alten Vater noch ein weiterer Grund genannt worden: An eine Verlobung mit Joseph hätte man deshalb gedacht, um dem Fürsten dieser Welt Mariä Jungfräulichkeit verborgen zu halten. Man hätte durch die äußere Verlobung der Jungfrau den Bösewicht gleichsam geblendet, ihn, der schon längst den Jungfrauen nachstellte, seit er aus dem Munde des Propheten vernommen: »Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären!« So wurde nun durch die Verlobung der Feind der Jungfrauschaft hintergangen. Er wußte ja, daß die Ankunft des Herrn im Fleische die Zerstörung seines eigenen Reiches bedeuten würde.

Die schmerzreiche Muttergottes

Eine Betrachtung der Schmerzen Mariens entwickelte sich erst im Mittelalter, der Gedenktag der Schmerzen Mariens wird seit 1423 am 15. September gefeiert. Doch auch in der Alten Kirche finden sich Gedanken, die den Weg zur Betrachtung einer Mater dolorosa weisen. Sie schließen sich an das Wort Simeons von dem

Schwert an, das durch Marias Seele dringen wird (Lk. 2,35). Die Väter sehen in den Schmerzen Marias unter dem Kreuz eine extreme Anfechtung. Maria, die so von Gott begnadet wurde, musste also auch den Weg der Anfechtung und des Leidens gehen, was der Konstantinopeler Patriarch Photios im Bild der zerrissenen Seele darstellt:

Basilius (330–379), (Epistola ad optimum episcopum, PSG 32,965)
Jede Seele wird einer Zeit des Leidens und dem Zweifel unterworfen, wie es des Herrn Wort sagt: »Ihr werdet euch alle an mir ärgern«; Simeon sagte es selbst Maria voraus, sie werde bei dem Kreuz stehen und sehen was geschieht und die Worte hören; nach dem Zeugnis Gabriels, nach der geheimen Erkenntnis der göttlichen Empfängnis, nachdem sie viele Wunder erlebte, wird, sagte er, auch Deine Seele von Bedrängnis umgeben sein. Es war nämlich nötig, daß der Herr für alle den Tod schmeckte und die Versöhnung der Welt stiftete, indem er alle durch sein Blut gerecht machte. Auch du, die doch vom Himmel her belehrt bist mit Dingen, die auf Gott schauen, wirst vom Zweifel angetastet werden. Das bezeichnet das Schwert.

Kyrrill von Alexandrien (375–444) zu Lk. 2,35 (Lukas-Kommentare aus der Griechischen Kirche, Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur 130, S. 59):

So geschieht es und so sagt es der gerechte Simeon: nicht allein ein Schwert tötete die heilige Jungfrau, als sie den von ihr Geborenen gekreuzigt sah und fast glaubte, selbst vom Tod überwunden zu sein.

Photios von Konstantinopel (820–891) zu Lk. 2,35 (a.a.O. S. 307):
Die Seele der allerheiligsten Jungfrau wurde zerschnitten und in Teile gerissen.

Der Meerstern

Der beliebte Hymnus »Ave Maris Stella«, wahrscheinlich aus dem 8. Jahrhundert stammend, nachgedichtet im volksliedhaften »Meerstern ich dich grüße«, wunderbar im romantischen Chorsatz von Edvard Grieg, greift ein Motiv auf, das sich in der westlichen Kirche immer wieder findet: Maria als »Stern des Meeres«.

Quelle für dieses Motiv ist Hieronymus in seinem Buch über die hebräischen Namen (MPL 23, 878), in dem er als mögliche Übersetzung für den Namen Maria »stilla maris« angibt, d. h. ein Tropfen des Meeres, die eine Auserwählte aus der Völkerwelt, deren Namen im Syrischen auch »domina«, Herrin, bedeuten kann – Letzteres führen auch griechische Quellen aus. Wahrscheinlich durch einen Abschreibfehler wurde aus »stilla« (Tropfen) dann

*Wird das Meer als
Chaosmacht
betrachtet, so
erscheint der
Stern als der
Wegweiser durch
die Schrecken
und Finsternisse
der Welt.*

»stella« (Stern). Wird das Meer als Chaosmacht betrachtet, so erscheint der Stern als der Wegweiser durch die Schrecken und Finsternisse der Welt. In diesem Sinn erscheint das Bild des Meersterns bei Notker Balbulus (Hymnus in assumptione Beatae Mariae Virginis: Hymnus zur Aufnahme der seligen Jungfrau Maria in den Himmel), Hermannus contractus (Alma redemptoris mater: Erhabene Mutter des Erlösers), Marbod von Rennes (Stella maris, qui sola paris sine coniuge prolem: Meeresstern, der du allein, ohne Gemahl, einen Nachkommen geboren hast) und vielen anderen Hymnendichtern.

Bernhard von Clairvaux nimmt dieses Motiv in seiner viel gelesenen Marienpredigt auf (PSL 183,70f): »Wenn die Sturmwinde der Versuchungen daherbrausen, wenn du zwischen die Klippen der Drangsale verschlagen wirst, blick auf zum Stern, ruf zu Maria! Wenn dich empor schleudern Wogen des Stolzes, des Ehrgeizes, der Verleumdung, der Eifersucht – blick auf zum Stern, ruf zu Maria! Wenn Zorn, Habsucht oder die Begierde des Fleisches deine Seele erschüttern – blick auf zu Maria! Wenn dich die Last der Sünden drückt und die Schmach des Gewissens beschämt. Wenn dich die Strenge des Gerichts schreckt, wenn du drohst von abgrundtiefer Traurigkeit und Verzweiflung verschlungen zu werden – denk an Maria! In Gefahren, in Ängsten, in Zweifeln, denk an Maria, ruf zu Maria! Ihr Name weiche nicht aus deinem Munde, weiche nicht aus deinem Herzen! Damit du aber ihre Hilfe und Fürbitte erlangest, vergiss nicht das Vorbild ihres Wandels! Bitte sie, und niemals bist du hoffnungslos. Denk an sie, dann irrst du nicht. Hält sie dich fest, wirst du nicht fallen.«

Auch Martin Luther greift die Namensdeutung des Hieronymus auf, betont aber, dass hier nicht »stella«, sondern »stilla« stehen müsse. In seiner Predigt zum Fest der Unbefleckten Empfängnis Mariens vom 8. Dezember 1516 sagt er: »Deshalb wird das besondere Lob der Jungfrau in diesem Namen ausgesprochen, daß sie nämlich als einziger Tropfen aus dem ganzen Meer des gesamten Menschengeschlechtes bewahrt worden ist. Sie ist aus dem Meer, weil sie ein Tropfen des Meeres ist, gemäß der ganz gleichen Natur; dennoch ist sie nicht von der Art des Meeres, sondern aus dem Meere. ... Wie groß ist daher die Ehre, daß aus einem so großen Meer dieser eine Tropfen bewahrt wird«. (WA1, 107, 5–13).

In eine andere Richtung weist die auf Maria bezogene Sternsymbolik der Ostkirche. Hier wird Maria im Akathistos-Hymnus angesprochen: »Stern, der offenbart die Sonne, Flammenzeichen, welches die Umnachteten geführt, rettendes Schiff derer, die erstreben das Heil, Hafen derer, die das Leben erfahren, Morgenstern der geistigen Sonne, Lichtträger des Allerheiligsten«. Die

*... daß sie nämlich
als einziger
Tropfen aus dem
ganzen Meer des
gesamten Men-
schengeschlech-
tes bewahrt
worden ist.*



Bezeichnung als Stern steht hier im Rahmen einer an biblische Motive angelehnten Lichtsymbolik. Dies schlägt sich auch in der Ikonographie nieder. Marienikonen tragen auf dem Schleier Marias, dem Maphorion, über ihrer Stirn einen Stern und manchmal zwei weitere auf den Schultern. Kunsthistoriker sehen darin einen Hinweis auf das Sternbild der Jungfrau, in dem die Kornähre (spica) enthalten ist. So wird der Stern manchmal auch als eine kleine Ähre dargestellt, ein zusätzlicher Hinweis auf die Jungfräulichkeit der Mutter Gottes.

*Heiko Wulfert (*1960) ist Pfarrer in Aarbergen-Kettenbach, Ältester im Konvent Hessen der Evangelischen Michaelsbruderschaft und Sekretär der EMB für Theologie und Ökumene.*



Maria gehört allen Christen

von Frank Lilie

Das Vatikanische Konzil 1869/70 war das erste Konzil der römisch-katholischen Kirche nach der Reformationszeit. Das Konzil von Trient 1545–1563 hatte der Ordnung der Kirche nach dem großen Umbruch durch die Wittenberger und die Schweizer Reformation gegolten. Erst über dreihundert Jahre später rief Papst Pius IX. ein neues Konzil aus. Und auch wenn der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges und seine Folgen 1870 die Versammlung notgedrungen beendete, wurde ein weitreichendes Dogma in Kraft gesetzt: Die Unfehlbarkeit in Glaubens- und Sittenfragen und der Jurisdiktionsprimat des Papstes. Dieses Dogma hatte gewichtige Folgen für die Verhärtung der konfessionellen Fronten, die Verschärfung des kontroverstheologischen Tons und die Abschlottung der kirchlichen Milieus gegeneinander. Abspaltungen erfolgten. Auf lutherischer, reformierter und unierter Seite, bei den Orthodoxen, den Anglikanern und bei den Freikirchen wuchs die Distanz zu Rom. Hatte sie ihr Misstrauen also doch nicht getragen? Das ökumenische Gespräch brauchte noch Jahrzehnte, um in Gang zu kommen. Bis heute wird die Unfehlbarkeit des Papstamtes leidenschaftlich diskutiert, bestritten und verteidigt.

Und dabei ist dieses Dogma, fast wie eine Ironie wirkt dies, erst ein einziges Mal angewendet worden – im Jahr 1950, als Papst Pius XII. am 1. November das Dogma von der *assumptio Mariae virginis*, der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel verkündete. Kaum hundert Jahre zuvor, am 8. Dezember 1854, setzte der Konzilspapst Pius IX. das Dogma von der *immaculata conceptio Mariens* in Kraft, die Lehre davon, dass bereits Maria ohne Erbsünde empfangen worden sei. Beide Dogmen verdanken sich der konsequenten Fortführung theologischer Grundgedanken: Wenn die Erbsünde an die Nachkommen mit der Geburt weitergegeben wird, gilt sie auch dem menschgeborenen Jesus. Um diesen unmöglichen Schluss zu vermeiden, muss Maria als Gottesmutter selbst bereits sündlos empfangen worden sein. Und daher kann sie auch nicht den menschlichen Tod (der Sünde Sold) sterben, sondern wurde, anders ist es nicht vorstellbar, mit Leib und Seele von Gott aufgenommen.

Was verbirgt sich dahinter, dass zwei der drei Dogmen der römisch-katholischen Kirche aus den letzten beiden Jahrhunderten Mariendogmen sind? Das evangelische Echo auf diese Vor-

Was verbirgt sich dahinter, dass zwei der drei Dogmen der römisch-katholischen Kirche aus den letzten beiden Jahrhunderten Mariendogmen sind?

gänge war laut und ruppig. Dahinter stand die Sorge, dass aus der Gottesmutter (die ja auch die evangelischen und die orthodoxen Kirchen als solche mit dem Konzil von Ephesus von 431 verehren und nicht anbeten – der feine Unterschied ist entscheidend) zunehmend eine Miterlöserin neben Jesus Christus wurde. Das zarte Pflänzchen des ökumenischen Gesprächs schien wieder zu verkümmern. Maria als *corredemptrix*, als Miterlöserin? Ausgeschlossen. Hatte nicht die Reformationszeit das *solus Christus* (*allein Christus*) in den Mittelpunkt ihrer theologischen Kontroversen gestellt?

Und doch spiegelte sich in der Dogmatisierung der Rolle Mariens offensichtlich ein tiefes Bedürfnis der Theologie und auch der Volksfrömmigkeit wider. Maria steht für die Kirche, für die Menschheit und ihre Sehnsucht nach Erlösung. Die Sündlosigkeit Mariens (*Unbefleckte Empfängnis*) und ihre volle Erlösung (*Leibliche Aufnahme in den Himmel*: Seele und Leib sind bereits jetzt bei Gott) weisen voraus auf das, was jedem Gläubigen geschenkt und zuteilwerden soll – sie ist die Ersterlöste und an ihr soll der Christ erkennen können, was auch ihm bevorsteht. Psychotheologische Deutungen der Marienfrömmigkeit verweisen dagegen gern auf Maria als die weiblich-mütterliche Seite Gottes und möchten durch die Muttergottesfrömmigkeit ein defizitäres patriarchalisches Verständnis Gottes ausgeglichen sehen.

Wichtiger erscheint mir aber die Bedeutung Mariens für die Kirche. Als das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) seine Aussagen zur Mariologie festlegte, war es nicht fraglich, dass alles, was über die Gottesmutter gesagt wird, erst mit Christus sinnvoll werden konnte. Der Titel »Mutter der Kirche« wurde sehr bewusst (und gegen innerrömisch-katholische Widerstände!) vermieden und der Titel der »*corredemptrix*« (Miterlöserin) nicht weiter diskutiert. Die dogmatische Konstitution *Lumen gentium* des Konzils aus dem Jahr 1964 führt es so aus: »*Marias mütterliche Aufgabe gegenüber den Menschen aber verdunkelt oder mindert diese einzige Mittlerschaft Christi in keiner Weise, sondern zeigt ihre Wirkkraft. Jeglicher heilsame Einfluß der seligen Jungfrau auf die Menschen kommt nämlich nicht aus irgendeiner sachlichen Notwendigkeit, sondern aus dem Wohlgefallen Gottes und fließt aus dem Überfluß der Verdienste Christi, stützt sich auf seine Mittlerschaft, hängt von ihr vollständig ab und schöpft aus ihr seine ganze Wirkkraft. Die unmittelbare Vereinigung der Glaubenden mit Christus wird dadurch aber in keiner Weise gehindert, sondern vielmehr gefördert*« (aus Artikel 60). Und der *Katechismus der Katholischen Kirche* von 1993 betont folgerichtig: »*Was der katholische Glaube von Maria glaubt und lehrt, gründet auf dem Glauben an Christus, es erhellt aber auch den*

Und doch spiegelte sich in der Dogmatisierung der Rolle Mariens offensichtlich ein tiefes Bedürfnis der Theologie und auch der Volksfrömmigkeit wider. Maria steht für die Kirche, für die Menschheit und ihre Sehnsucht nach Erlösung.

Glauben an Christus» (487). Die Dogmen müssen immer, um recht verstanden zu werden, im Ganzen des christlichen Glaubensverständnisses gesehen werden, schärfte Karl Rahner (1904–1984) darum ein – hier dürfe nichts anderes gesagt werden, als was den Eigentlichen des Glaubens entspreche (*Grundkurs des Glaubens*, 1976). Natürlich wird die Frage immer wieder gestellt werden und werden müssen, ob die Dogmen der Piuspäpste wirklich Heilsnotwendigkeiten formulieren oder ob sie sich lediglich theologischer Konsequenzmacherei verdanken. Die lehramtliche Sicht auf Maria und die sie auslegende Theologie weiß aber sehr genau, welche Bedeutung im Heilsplan sie Maria einräumt und welche nicht. Freilich darf das volkskirchliche Empfinden mit seiner zum Teil bunten und widersprüchlichen Marienfrömmigkeit nicht übersehen und auch nicht einfach übergangen werden. Das Herz des Glaubens schlägt nicht in der Theologie. Und so bleibt das, was die römisch-katholische Kirche zur Muttergottes zu sagen hat, immer eine Gratwanderung zwischen theologischer Notwendigkeit und der Hingabe der Herzen.

*Was lässt sich
nun aus der
römisch-katho-
lischen Mariolo-
gie extrahieren?
Es ist die Frage
nach der Gestalt,
nach der Aufgabe
und nach dem
Selbstverständnis
der Kirche.*

Was lässt sich nun aus der römisch-katholischen Mariologie extrahieren? Es ist die Frage nach der Gestalt, nach der Aufgabe und nach dem Selbstverständnis der Kirche. Denn wozu ist sie gesandt? Um Christus in der Welt zu verkörpern. Die römisch-katholische Kirche hat immer wieder darum gerungen, auf welche Weise das geschehen soll: Ist es das Amt des Papstes, das die Erkennbarkeit der Kirche gewährleistet und zur Einheit der Gläubigen führt? Oder ist es die *Zuwendung* zu den Menschen, die zum Kennzeichen des Glaubens wird? *Amt oder Caritas, Petrus oder Maria*? Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist immer wieder zu hören, dass die *petrinische Dimension* der Kirche zugunsten der *marianischen Dimension* überwunden werden solle. Eine sinnvolle Zukunftshoffnung? Oder eher die Beschreibung der beiden Pole der Kirche, zwischen denen das Pendel schon immer hin und her geschwungen ist? Maria gehört, als Mutter Christi, allen Christen. Ist die Kirche für die Menschen da und wendet sich, mütterlich-liebevoll, an ihre jeweilige Gegenwart oder reckt sie den Zeiten und Umbrüchen keck, väterlich-streng, die Brust entgegen, damit wir uns in die Streitlinie hinter sie stellen können? So verstanden, spiegelt die Frage nach der Bedeutung Mariens und, mehr noch, ihre Beantwortung für alle Konfessionen, die Frage nach der Kirche und ihrer zukünftigen Aufgabe.

*Dr. Frank Lilie (*1960) ist Schulpfarrer an der Ursulinenschule in Fritzlar und war bis 2013 Ältester der Evangelischen Michaelsbruderschaft.*

Maria im Stundengebet – Erinnerungen

von Sebastian Scharfe

Samstagabend kurz vor 18 Uhr in der St. Andreas-Kirche in Springe, etwa 30 km südwestlich von Hannover: Vor einiger Zeit bin ich in dieser Kirche konfirmiert worden. Jetzt sitzt mein Konfirmator in seiner Albe in einer Andachtsecke im Seitenschiff. Etwa zehn Gemeindeglieder und der Kantor sind auch da. Sie kommen regelmäßig; die Vesper hatte ihren festen Platz in der Gemeinde.

Der Pastor erhebt sich:

*Unser Abendgebet steige auf zu dir, Herr,
und es senke sich auf uns herab dein Erbarmen.
Dein ist der Tag, und dein ist die Nacht.
Lass, wenn des Tages Schein vergeht,
das Licht deiner Wahrheit uns leuchten.
Geleite uns zur Ruhe der Nacht
und vollende dein Werk an uns in Ewigkeit.
Wir erheben uns zum Ingressus.*

Diese Worte werden mir wie die Vesper selbst vertrauter Begleiter werden in den nächsten Jahren, sie »läuten« den Sonntag ein, geben Heimat und Struktur.

Was für ein Geschenk, wenn ein fester Kreis sich diese liturgischen Stücke zu eigen macht! Stimmen werden vertraut und verschmelzen mit der Botschaft; selbst gemeinsames oder auch zu frühes und zu spätes Einatmen bleibt im Gedächtnis. Die Gemeinde, die sich zur Vesper trifft, ist eine geistliche Gemeinschaft von besonderer Art.

So auch im Magnificat (EG 785.6). Auf Martin Luther zurückgehend wird es von der Antiphon *Christus, unsern Heiland, ewigen Gott, Marien Sohn, preisen wir in Ewigkeit. Amen* umrahmt. So wird gleich deutlich: Das Magnificat ist Gotteslob, nicht falsch verstandene Marienverehrung. Auch das war in Gesprächen nach der Vesper immer mal wieder Thema. Der verantwortliche Umgang mit dem Thema gelingt dann, wenn Pfarrer/in und Kantor/in auf solche Fragen Antwort geben können.

Das Singen im Wechselgesang führt zum gegenseitigen Erklären: *Warum freut sich mein Geist Gottes meines Heilandes? Weil er die Niedrigkeit seiner Magd angesehen hat.* In der Gemeinschaft beim Singen des Magnificat wird Advent.

*Die Gemeinde,
die sich zur
Vesper trifft, ist
eine geistliche
Gemeinschaft von
besonderer Art.*

Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. – Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Wir kommen aus der Woche, von wieviel Ungerechtigkeit haben wir im Lauf der Woche erfahren oder sie sogar persönlich erlebt? Das Magnificat am Samstagabend stellt diese Ungerechtigkeiten in einen neuen Horizont.

Erfahrbare Barmherzigkeit und Erinnerung an den Anspruch der Dienerschaft: Beides scheint auf.

*Das Erspüren der
Atmosphäre bei
der Vesper mischt
sich mit der Frage,
welche Erfahrun-
gen von Erbarmen
in dieser Kirche
versammelt sind.*

Sein Erbarmen währt von Geschlecht zu Geschlecht bei denen, die ihn fürchten.

Am nächsten Tag, dem Tag der Rechenschaft beim Michaelsfest, habe ich den Vormittag nach der Gedächtnismesse allein auf dem Klostergelände verbracht. Zum Mittagsgebet treffe ich die Brüder, Brüderfrauen und andere Gäste in der Klosterkirche wieder. Wieder aus der Heimatgemeinde Vertrautes. Denn dort war es nach der Abschaffung des Buß- und Bettages als gesetzlicher Feiertag guter Brauch geworden, an diesem Tag die vier Stundengebete miteinander zu beten. Eine Tradition, die von der Gemeinde gut angenommen wurde!



*Flohmarkt,
von Rolf Gerlach,
Antwerpen*

Im Angelusgebet beim Mittagsgebet begegne ich Maria wieder. *Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, und sie empfing von dem Heiligen Geist. . . Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast.*

Glauben ist ein Empfangen, ein Sich-Einlassen. Auf der Höhe des Tages weist das Angelusgebet bei aller Aktivität auf Gott als den alles Gebenden zurück. Beim Michaelsfest weist es zugleich zurück und nach vorn, von einem Michaelsjahr in das kommende. Auch wenn ich als Gast noch nicht an den geschlossenen Konventen teilgenommen habe, habe ich etwas gespürt von der Zäsurfunktion, die dieser Tag hat: in der Gedächtnismesse, beim Mittagsgebet, bei der Beichtfeier.

Maria als Inbegriff des glaubenden sich dahingebenden Menschen: Die Stundengebete machen es möglich, dieser Vorbildfunktion Marias immer wieder gewahr zu werden und die eigene Biographie sowie die derjenigen, die vor mir waren, und derjenigen, die nach mir kommen werden, auf ihre Glaubenserfahrung hin zu befragen.

*Sebastian Scharfe (*1974) ist Theologe und Historiker. Er ist im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland tätig und Bruder in hessischen Konvent der Evangelischen Michaelsbruderschaft.*



Zur Entstehung des Dogmas der immerwährenden Jungfräulichkeit Marias

von Thomas Michael Kiesebrink

Denn die Vorstellung, dass Maria noch weitere Kinder auf die Welt brachte und Jesus damit leibliche Geschwister hatte, war bereits in der Alten Kirche umstritten.

Sicherlich zählt Maria nicht zu den Hauptfiguren im Neuen Testament.

Aus den Evangelien und der Apostelgeschichte besitzen wir nur wenige historisch verwertbare Angaben über Maria. Namentlich erwähnt wird sie nur in vier der 27 Schriften und zwar an insgesamt 19 Stellen bei den Synoptikern und der Apostelgeschichte. Maria stammte aus Nazareth in Galiläa (Lk 1,26). Während das Neue Testament keine Angaben zu ihrem sozialen Status macht, wird sie vom Christengegner Celsus im 2. Jh. n. Chr. als arme Landfrau beschrieben, die ihren Lebensunterhalt als Spinnerin verdiente (Orig., Cels. I,28). Nach dem Talmud soll Maria Haarflechterin gewesen sein. Bezogen auf das durchschnittliche Heiratsalter von Frauen in der Antike wird Maria ungefähr 14 Jahre alt gewesen sein, als sie ihren ersten Sohn gebar. An dieser Stelle müssen wir kurz innehalten. Denn die Vorstellung, dass Maria noch weitere Kinder auf die Welt brachte und Jesus damit leibliche Geschwister hatte, war bereits in der Alten Kirche umstritten. Betonte um 200 n. Chr. der Kirchenvater Tertullian noch das volle Menschsein Jesu mit der Begründung, er habe eine echte Mutter und echte Brüder gehabt¹, wird im Protevangelium des Jakobus im späten 2. Jh. n. Chr. geschildert, dass die Brüder und Schwestern Jesu (vgl. Mk 6,3) Halbgeschwister waren, die der verwitwete Josef aus einer früheren Ehe in die Beziehung mit Maria einbrachte. Hingegen hat der aus Palästina stammende Hegesippus († um 180 n. Chr.) berichtet, dass nicht Joseph, sondern dessen Bruder Kleophas der Vater der »Brüder« und »Schwestern« Jesu war. Die Mutter – wie die Verbindung von Mt 27,56 und Joh 19,25 ergibt – war die Schwester von Maria, Maria Kleophä.² Der stärkste Einwand gegen die Vorstellung von Brüdern und Schwestern Jesu kam dann aber von Hieronymus, der die Bibel im 4. Jh. vom Hebräischen ins Lateinische übersetzte. Er ist der erste Kirchenvater, der die Auffassung vertrat, dass es sich bei den »Geschwistern Jesu«

¹ Vgl. Tertullians Schrift »Adversus Marcionem« 4, S. 19.

² Vgl. Franz Diekamp, Klaudius Jüssen, Katholische Dogmatik, Bobingen 2013 (Nachdruck), S. 636.

um Vettern und Cousinsen gehandelt hat und Maria immer jungfräulich geblieben ist. Als großer Sprachkenner wies er in seiner Schrift »Contra Helvidium« darauf hin, dass der hebräische Begriff אָח (Ach) für »Bruder« auch »Neffe« oder »Vetter« bedeuten kann. In Genesis 14,14.16 wird so z. B. Lot, der Neffe Abrahams, mit dem Begriff אָח als »Bruder« bezeichnet. Bei der Übersetzung in das Griechische – so Hieronymus – haben die Verfasser der Septuaginta אָח systematisch mit $\alpha\delta\epsilon\lambda\phi\acute{o}\varsigma$ wiedergegeben, was eindeutig »Bruder« bedeutet. Daher kommt es für Hieronymus zu dem Missverständnis, dass im Neuen Testament von den »Brüdern« Jesu die Rede ist, wo doch nur seine Vettern gemeint sind.

Diese Ansicht des Hieronymus hatte ein starkes Gewicht. Hinzu kam, dass ab dem 3./4. Jahrhundert von Marias Jungfräulichkeit nicht nur vor, sondern auch nach der Geburt Jesu die Rede war. So heißt es in einem Text des Caesarius von Arles (470–542): »Glaubt, daß er empfangen wurde vom Heiligen Geist und geboren aus der Jungfrau, die Jungfrau war vor der Geburt und es nach der Geburt immer blieb (virgo post partum semper fuit) und ohne Befleckung oder Makel der Sünde durchhielt.«³ Maria hatte auch nach der Geburt des Erlösers ihre Jungfräulichkeit bewahrt und ihre Berufung und Aufgabe darin erblickt, ausschließlich Gott zu dienen. Daher ist sie ihr ganzes Leben lang »ohne Befleckung oder Makel der Sünde« geblieben, wie Caesarius von Arles es ausdrückt. Das 2. Konzil von Konstantinopel hat dann 553 n. Chr. durch die Aufnahme des griechischen Begriffs $\alpha\epsilon\iota\pi\acute{\alpha}\rho\theta\epsilon\nu\omicron\varsigma$ (aeipartehenia = immerwährende Jungfräulichkeit) den Gedanken der immerwährenden Jungfräulichkeit dogmatisiert: »Wer nicht bekennt, daß es zwei Geburten Gottes, des Wortes, gibt, die eine vor den Zeiten aus dem Vater, zeitlos und leiblos, die andere in den letzten Tagen, als er selbst aus den Himmeln herabgestiegen ist, fleisch geworden ist aus der heiligen glorreichen Gottesgebälerin und immerwährenden Jungfrau Maria und aus ihr geboren wurde, der sei mit dem Anathema belegt.«⁴

Dass Maria immer Jungfrau blieb, war dann im Mittelalter auch für Thomas von Aquin höchst angemessen. Der für die römisch-katholische Kirche maßgebliche Kirchenlehrer kam in seiner Summa theologiae zu dem Schluss, dass es mit der Würde und Heiligkeit der Gottesmutter Maria unvereinbar erscheint, dass sie nach der Geburt ihres göttlichen Sohnes »nach anderen

Maria hatte auch nach der Geburt des Erlösers ihre Jungfräulichkeit bewahrt und ihre Berufung und Aufgabe darin erblickt, ausschließlich Gott zu dienen.

³ Caesarius von Arles, Sermo 10,1 (CChrSL 103, S. 51).

⁴ Zitiert nach: Heinrich Denzinger, Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen, verbessert, hg. von Peter Hünermann, Freiburg i. Br. u. a. 1991, 422 NR 181.

Interessanterweise hat die Lehre von der immerwährenden Jungfräulichkeit auch Eingang in die lutherischen Bekenntnisse gefunden.

Kindern verlangt und ihre wunderbar erhaltene Jungfrauschaft« aufgegeben hätte. Auch Joseph wäre niemals so vermessen gewesen, die heiligste Jungfrau, an der so Großes geschehen war, zum »fleischlichem Umgang zu begehren«. Daher gilt für den Aquinaten, »daß, wie Maria als Jungfrau empfangen und als Jungfrau geboren hat, so sie Jungfrau geblieben ist in Ewigkeit (ita etiam virgo post partum in sempiternum permanserit).«⁵ Interessanterweise hat die Lehre von der immerwährenden Jungfräulichkeit auch Eingang in die lutherischen Bekenntnisse gefunden. Und zwar im 1. Teil der Schmalkaldischen Artikel. Hier heißt es in der im Jahr 1584 erarbeiteten lateinischen Fassung von Nikolaus Selnecker ausdrücklich »sempervirgine« (immerwährende Jungfräulichkeit).⁶ In Luthers deutschem Text ist allerdings lediglich von der »reinen, heiligen Jungfrauen Maria« die Rede. Abschließend lässt sich sagen, dass das grundsätzliche Bekenntnis zu Jesus Christus »empfangen durch den Heiligen Geist, geboren aus der Jungfrau Maria«, wie es das Apostolicum in seinem zweiten Artikel formuliert, alle christlichen Konfessionen eint. Aus protestantischer Sicht muss in Bezug auf das Dogma der immerwährenden Jungfräulichkeit auf die zweifelhafte biblische Basis hingewiesen werden. Denn wo das Neue Testament von Maria als Jungfrau spricht, ist nur die Zeit bis zur Geburt Jesu gemeint. Der biblische Befund stellt allerdings auch an evangelische Christen eine Anfrage: In Joh 19,26–27 heißt es von Jesus am Kreuz: »Als nun Jesus seine Mutter sah und bei ihr den Jünger, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Frau, siehe, das ist dein Sohn! Danach spricht er zu dem Jünger: Siehe, das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich.« Als Ersatz für den Verlust ihres Sohnes gibt Jesus seiner Mutter einen anderen Sohn. Es ist der Lieblingsjünger Johannes, der nicht zu seiner Familie gehörte. Darüber hinaus stellt er Maria unter den Schutz dieses Jüngers. Warum vollzieht Jesus diese große Geste, wenn Maria außer ihm noch weitere leibliche Kinder hatte?

*Thomas Michael Kiesebrink (*1976), ist Bruder der Evangelischen Michaelsbruderschaft. Er arbeitet als Pfarrer im Kirchenbezirk Konstanz und schließt in Kürze seine neutestamentliche Dissertation »Jesus als Mystiker in der synoptischen Tradition« ab.*

⁵ Vgl. Thomas von Aquin, Summa theologiae, III^a q. 28 a. 3 co. Im Internet ist der Text der Summa theologiae unter diesem Link frei zugänglich: <http://www.unifr.ch/bkv/summa/kapitel734-3.htm>.

⁶ Zitiert nach: Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche, Vollständige Neuedition, hg. von Irene Dingel im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland, Göttingen u. a. 2014, BSLK 414.

Die Pietà – Eine Annäherung

von Sabine Zorn



*Kapelle des St. Johannes
Hospitals Dortmund,
von Gerhard Müller,
Dortmund*

Vieles von dem, was über Maria in der Schrift zu lesen ist, hat Ausdruck und Nachklang in der christlichen Kunst gefunden: die Verkündigungsszene, die Heimsuchung, die Geburt Jesu, Maria und Johannes unter dem Kreuz. Anderes ist eher der Predigt als der bildlichen Darstellung vorbehalten geblieben: die Suche nach dem Zwölfjährigen im Tempel, die Hochzeit zu Kana. In manchen Geschichten kommt Maria zwar vor, aber das Augenmerk liegt auf anderen Personen: beim Besuch der Weisen, bei der Flucht nach und der Rückkehr aus Ägypten, bei der Darstellung Jesu im Tempel. Darüber hinaus weiß die Legende manches aus dem Marienleben zu berichten, das biblisch nicht belegt ist, aber in der Frömmigkeitsgeschichte seinen Niederschlag gefunden hat: Joachim und Anna an der Goldenen Pforte, Marias Geburt und Tempelgang und vor allem ihr Tod, dessen Umstände in der *ars moriendi* aufgegriffen und zu ritualisierten Formen der Sterbegleitung transformiert wurden.

Die kunst- und frömmigkeitsgeschichtlich bedeutsamste dieser »zusätzlichen« Szenen ist die vorletzte Station des Kreuzweges »Jesus wird vom Kreuz abgenommen und in den Schoß seiner Mutter gelegt«. Maria als »mater dolorosa«, als Schmerzensmutter, mit ihrem toten Sohn im Arm – das ist nicht allzu weit weg vom biblischen Text, wo ihre Anwesenheit unter dem Kreuz bezeugt ist (Joh 19,25) und es nach dem Tod Jesu heißt: »Danach bat Josef von Arimathäa, der ein Jünger Jesu war, doch heimlich,

Maria als »mater dolorosa«, als Schmerzensmutter, mit ihrem toten Sohn im Arm – das ist nicht allzu weit weg vom biblischen Text, wo ihre Anwesenheit unter dem Kreuz bezeugt ist.

aus Furcht vor den Juden, den Pilatus, dass er den Leichnam Jesu abnehmen dürfe. Und Pilatus erlaubte es. Da kam er und nahm den Leichnam Jesu ab.« (Joh 19,38) Wer sich diese Szene vorstellt, in der Meditation sich in sie hineinversetzt, dem mögen Bilder wie dieses vor die Seele treten.

Die Stationen des Kreuzweges sind uns Evangelischen eher wenig geläufig. Aber um die Wahrnehmung dieser vorletzten Szene kommt niemand herum, der sich – und sei es noch so beiläufig – mit christlicher Kunst beschäftigt. Die Pietà, benannt nach der lateinischen Marienbezeichnung »domina nostra de pietate« – »unsere Herrin vom Mitleid«, ist seit dem 14. Jahrhundert Gegenstand von Andacht und Meditation. Nach den Triumphkreuzen der Romanik und den thronenden Madonnen, die selbst zum Thron des Jesuskindes werden, ändert sich in der Gotik die Ikonographie. Mit der devotio moderna verbreitet sich eine Frömmigkeitsrichtung, in deren Mittelpunkt die Hinwendung zum Leiden und Sterben Jesu am Kreuz steht. Marias Trauer um ihren toten Sohn gab dem einen emotional bewegendem Ausdruck. Dieses »Vesperbild« – so genannt wegen der Vorstellung, der Leichnam Jesu sei ungefähr zur Zeit des Abendgebetes, der Vesper abgenommen worden – ist in der spätmittelalterlichen Kunst eines der am häufigsten dargestellten Motive und fehlt bis heute in fast keiner katholischen Kirche.

In der Kapelle des St. Johannes-Hospitals in Dortmund steht die Pietà neben dem Eingang in einer Nische, die man nur sieht, wenn man sich nach dem Betreten des Raumes wieder umwendet. Ein zurückgezogener Ort in einem öffentlichen: ein wenig Platz, um zu stehen, einige Sitzplätze mit Kniebänken, der Figur gegenüber. In der Metalleiste brennen Kerzen, ständig. In den Stunden, die ich während der Operation meines Mannes und vor und nach meinen Besuchen bei ihm hier gesessen habe, sind viele Menschen ebenso dagewesen: Angehörige, Kranke, Pflegepersonal, Ärztinnen und Ärzte ... Irgendwann fragte ich mich: Warum kommen sie her, was sehen und erfahren sie hier?

Im Vordergrund der Pietà: der tote Heiland. Sein zerschundener Körper zeigt, was Menschen einander antun können und was Menschen erdulden müssen: »Fürwahr, er trug unsre Krankheit und nahm auf sich unsere Schmerzen ...« (Jes 53,4) Ganz real zeigt sich hier, was das nizänische Glaubensbekenntnis so formuliert: »und ist Mensch geworden«: Er hat gelitten und ist gestorben, so wie viele Menschen leiden müssen und wir alle sterben werden. Davon zeugt der tote Jesus der Pietà. Und auch wenn wir seine Auferstehung von den Toten glauben und verkündigen – es ist eine Auferstehung mit den Wundmalen an Händen und Füßen.

*Ganz real zeigt
sich hier, was das
nizänische Glaubens-
bekenntnis
so formuliert:
»und ist Mensch
geworden«: Er
hat gelitten und
ist gestorben, so
wie viele Men-
schen leiden
müssen und wir
alle sterben
werden.*

Das Leid ist nicht vergessen, sondern verwandelt. Vor einem solchen Bild zu stehen, sich ihm auszusetzen, kann verstören und trösten: »Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod, und lass mich sehn dein Bilde in deiner Kreuzesnot.« (EG 85,10) Karfreitag ist *memoria passionis* (Johann Baptist Metz), Erinnerung an vergangenes und Vergegenwärtigung von heutigem Leid, menschlichem Leid. Das kann sehen, wer die Pietà betrachtet und den Menschen Jesus sieht.

Im Hintergrund der Pietà, teilweise verdeckt durch den Toten: Maria, die Mutter. Die Frau, die ihn empfangen, getragen und geboren hat, die sein Leiden und seinen Tod miterleben musste, ohnmächtig danebenstehend. Die Pietà erscheint wie der Gegenpol zum Weihnachtsbild. Hat Maria hier ihr Kind auf dem Arm, liegt dort der Leichnam ihres Sohnes auf ihrem Schoß. Das eine ist eine Szene, die Liebe und Geborgenheit trotz Armut und Gefahr vermittelt, das andere ein Bild voller Schmerz und Leid, ohne jeden Trost. Die Ordnung des Lebens ist auf den Kopf gestellt, wenn Kinder vor den Eltern sterben, ja, ihnen durch einen gewaltsamen Tod entrissen werden. In der Bibel gibt es viele Geschichten von toten Kindern, deren Mütter um sie getrauert haben: Eva um Abel, Batseba um ihr namenloses Kind, die Mutter des Jünglings von Naïn, die Frau des Jairus um ihre Tochter. Und Maria. Für sie alle ist die Welt aus den Fugen geraten, ihr Leben zerbrochen. So wie das Leben Vieler aus den Fugen gerät und zu zerbrechen droht, die sich um einen anderen Menschen sorgen, mit ihm mitleiden, Angst um ihn haben und doch nichts tun können. Das kann sehen, wer die Pietà betrachtet und Maria sieht.

Die Pietà – der tote Jesus und seine Mutter. Ihre Haltung, ihr letztes Miteinander macht das Kreuz noch einmal sichtbar, das sein Leben beendet hat und ihres zu zerstören droht. Wie zur Kreuzform ergänzen sie einander mit ihren Körpern, stellen mir Leid und Mitleiden vor Augen und vor die Seele, werden zum Spiegel menschlicher Erfahrung und können so – ja, was? Trösten? Vielleicht noch zu hoch gegriffen. Ein Bild sein, auf das ich schaue und in dem ich auch mich erkenne? Möglicherweise. Einen Ort zeigen, wo ich sein kann – ohne Erklärung, ohne Tun, ohne Worte, und doch verstanden werde...

Die Kerzen vor der Pietà in der Krankenhauskapelle bezeugen: Etwas davon ist hier geschehen, es geschieht und es ist gut.

*Sabine Zorn, *1957, Pfrn. i.R., bis 2015 Dozentin im Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung der Evangelischen Kirche von Westfalen; Oblatin der Communität Casteller Ring auf dem Schwanberg und seit 2013 Geistliche Leiterin des Berneuchener Dienstes.*

*Ein Bild sein, auf
das ich schaue
und in dem ich
auch mich
erkenne?
Möglicherweise.*



Glauben an Gott

von Reinhold Fritz

Der Mensch ist mit reichen Gaben ausgestattet. Vernunft und Verstand gelten weithin als die höchsten. Mit ihnen hat die Menschheit zunehmend enorme Erkenntnisse und Wissen erworben. Die Wissenschaft hat sich entwickelt und höchste Erfolge erzielt. Das hat zu der Überzeugung geführt, dass die Wirklichkeit dem menschlichen Verstand grundsätzlich zugänglich und erklärbar ist. Glaube und Glauben haben in diesem Wirklichkeitsverständnis keinen Platz. Der Glaube rechnet mit Gott. Wissenschaftlich erklärbar und beweisbar ist dies nicht.

Aber die Bibel ist voll von Zeugnissen von Glauben und Glaube. Wenn jemand geheilt worden ist, heißt es oft ausdrücklich: »Dein Glaube hat dir geholfen«. Der kranken Frau, die ihn heimlich angerührt hatte, spricht Jesus zu: »Meine Tochter, dein Glaube hat dich gesundgemacht; geh hin in Frieden und sei gesund von deiner Plage!« (Mk 5,34). Dem geheilten Blinden sagt Jesus: »Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen« (Mk 10,52). Als die Leute einmal meinten, dass Hilfe nicht mehr möglich sei, heißt es: »Jesus aber hörte nicht auf das, was da gesagt wurde, und sprach zu dem Vorsteher: Fürchte dich nicht, glaube nur!« (Mk 5,36). Beeindruckt von dem Glauben des heidnischen Hauptmanns sagt Jesus: »Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden!« Dem Hauptmann spricht er ausdrücklich zu: »Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast.« (Mt 8,13).

*Ohne Glauben
gibt es offensichtlich
keinen
Zugang zur
Wirklichkeit
Gottes.*

Glauben ist also die Voraussetzung, um Erfahrungen mit Gottes Wirken zu machen. Ohne Glauben gibt es offensichtlich keinen Zugang zur Wirklichkeit Gottes. Jesus konnte in seiner Heimatstadt Nazareth nichts ausrichten, weil kein Glaube da war (Mk 6,5). Die Leute sahen in ihm nur den Zimmermann, Marias Sohn, und den Bruder seiner Geschwister. Von Herodes wird berichtet, dass er durchaus an Jesus interessiert war. Aber er sah in ihm nur einen Wundertäter. Deshalb freute er sich, als ihm Pilatus den gefangenen Jesus zuführen ließ. Doch auf sein neugieriges Fragen antwortete ihm Jesus nichts (Lk 23,9).

Der Evangelist Johannes berichtet von Menschen, die an Jesus irre geworden sind, weil sie ihn nicht mehr verstehen konnten. Da fragt Jesus seine Jünger: »Wollt ihr auch weggehen?« Petrus antwortet: »Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige

Gottes« (Joh 6,66–69). Die Verkündigung Jesu hatte Petrus angesprochen. So ist er zum Glauben an ihn gekommen. Er ist bei Jesus geblieben und ihm nachgefolgt. Auf diesem Wege ist die Erkenntnis gewachsen: »Du bist der Heilige Gottes«. Erst der Glaube führt zur Erkenntnis der Gotteswirklichkeit. Glauben heißt also: Sich auf Jesus einlassen, auf ihn hören, ihm folgen und mit ihm leben. So kann der Glaubende Erfahrungen machen, die seinen Glauben an Gott wachsen und reifen lassen.

Zur Zeit des Alten Testaments war das nicht anders. Als Mose von Gott gesandt zu den in Ägypten Bedrängten kam, heißt es: »Und das Volk glaubte. Und als sie hörten, dass der Herr sich der Israeliten angenommen und ihr Elend angesehen habe, neigten sie sich und beteten an« (Ex 4,31). Glauben heißt also, sich Gott ehrfürchtig zuzuwenden und zu ihm beten. Die vielen Geschichten im ersten Teil der Bibel zeigen, dass das Schicksal des Volkes Israel davon abhing, dass es Gott die Ehre gibt, ihn anbetet und nach seinem Willen fragt, also glaubt.

Ein deutliches Beispiel dafür ist die Botschaft des Propheten Jesaja. Als die Aramäer vor Jerusalem standen und König Ahas und sein Volk verzagten, trat ihnen der Prophet Jesaja entgegen und ermutigte sie, Gott zu vertrauen. Andernfalls wäre alles verloren: »Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht« (Jes 7,9).

Für den heutigen Menschen ist Glauben eine Zumutung, der er sich von vornherein meint versagen zu müssen. Das hängt nicht nur mit dem falschen Verständnis von Glauben als einem Nicht-genau-Wissen zusammen. Seit dem Zeitalter der Aufklärung ist Denken und Verstehen der Weg, zur Erkenntnis zu finden. Ist es da nicht folgerichtig, nur gelten zu lassen, was sich wissenschaftlich erklären und begründen lässt?

Doch nach der Bibel eröffnet nur der Glaube einen Zugang zu dem Geheimnis, das Gott ist. Menschliches Erkenntnisvermögen ist nicht in der Lage, Gott zu begreifen. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass für das gewöhnliche Denken und Forschen die göttliche Wirklichkeit verschlossen ist.

Es ist so wie auch sonst im Leben: Flüchtliges Wahrnehmen führt nur zu einer oberflächlichen Menschenkenntnis. Erst ein längeres und näheres einander Begegnen und Vertrauen führt zum besseren Verstehen und einer tieferen Verbundenheit. Ebenso haben es Menschen mit Jesus erfahren. Sie haben von ihm gehört, sind dann zu ihm gekommen, haben ihn näher kennengelernt und so Vertrauen zu ihm gefasst. Sie haben an ihn geglaubt.

Das Neue Testament ist uns als ein Zeugnis von Menschen überliefert, die mit Jesus Christus, dem Gekreuzigten, als dem Auferstandenen, also weiterhin Gegenwärtigen rechneten und

Glauben heißt also: Sich auf Jesus einlassen, auf ihn hören, ihm folgen und mit ihm leben.

Doch nach der Bibel eröffnet nur der Glaube einen Zugang zu dem Geheimnis, das Gott ist. Menschliches Erkenntnisvermögen ist nicht in der Lage, Gott zu begreifen.

Erfahrungen mit ihm machten. Damit wollten sie auch ihren Adressaten Begegnungen mit Jesus vermitteln. Deutlich sagt es das Johannesevangelium: »Noch viele andere Zeichen tat Jesus vor seinen Jüngern, die nicht geschrieben sind in diesem Buch. Diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr, weil ihr glaubt, das Leben habt in seinem Namen« (Joh 20,30 f).

Seit es das Neue Testament gibt, lesen es Menschen und vielen eröffnet sich nach und nach die Gotteswirklichkeit. Sie machen Erfahrungen mit Jesus Christus, in dem ihnen Gott begegnet.

Praktisch kann sich dies ereignen, wenn in einem Gottesdienst die Bibel gelesen und ausgelegt wird. Bei aufmerksamem, ins Innere dringendem Hören kann das Wort einen persönlich ansprechen. Es ist dann nicht nur die Rede von einem vergangenen Geschehen. Die Botschaft wird zur persönlichen Anrede durch den Auferstandenen. Aus solcher Begegnung mit der Gotteswirklichkeit kann immer wieder neu Glauben wachsen.

Solche Erfahrungen entstehen auch im gemeinsamen Bibellese und Austausch darüber. Hilfreich sind besonders Zeiten persönlicher Stille mit der Bibel und dem Gebet um rechtes Hören.

Der so vom gegenwärtigen Christus Angesprochene rechnet dann zunehmend mit ihm im Alltag. Er lässt sich von seinem Geist leiten. Er fragt nach seinem Willen und bemüht sich, danach zu leben. Er vertraut Christus, dass er allezeit bei ihm ist. Er lässt sich nicht fesseln von allen möglichen Stimmen und Eindrücken. Er weiß, dass er sich in allen Lagen und Fragen betend an ihn wenden darf. Auch mit Schuld und Versagen darf er zu ihm kommen. Er erfährt Vergebung und Entlastung. Manche Bibelworte prägen sich einem besonders ein und werden einem zum Halt. Das sind Erfahrungen mit Gott und erfüllen das Herz mit großer Dankbarkeit. Glauben heißt also, praktisch in allem mit Gott zu rechnen, mit ihm zu leben.

Frauen und Männer haben mit Jesus Christus Gotteserfahrungen gemacht, an die sie sich halten wollen. Deshalb haben sie ihren Meister gebeten: »Stärke uns den Glauben!« (Lk 17,5). Sollte dies nicht auch unser ständiges Gebet sein?

*Reinhold Fritz (*1930) war Pfarrer in Sachsen und langjähriges Mitglied der Kirchenleitung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens. Er war acht Jahre Ältester der Evangelischen Michaelsbruderschaft und lebt heute im Ruhestand in Schwerin.*

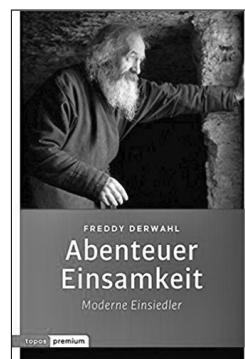
*Der so vom gegenwärtigen Christus
Angesprochene
rechnet dann
zunehmend mit
ihm im Alltag.
Er lässt sich von
seinem Geist
leiten.*

Bücher

*Freddy Derwahl: Abenteuer Einsamkeit, Moderne Einsiedler, Verlagsgemeinschaft topos plus, Kevelaer 2017, 221 Seiten, 19,95 Euro.
ISBN 978-3-8367-0019-1*

»Wir sind mitten in einer Liebesgeschichte.« (173) Diesen Satz sagt Abuna Makarios in seiner Hütte im ägyptischen Wadi-el-Natroun, während draußen ein Sandsturm tobt mit »Geheul und Gezerre wie aus Höllenschächten.« (172) Der Einsiedler hat aus der Bibel vorgelesen, aus dem Hohenlied und den Psalmen, während draußen die Welt unterzugehen droht. »Glück, meine Lieben«, flüstert er mit seiner Trauerstimme, »ist überall da, wo wir Jesus Christus entgegengehen, er sucht uns und wartet auf uns. Lasst eure westlichen Köpfe beiseite, öffnet eure Herzen. Wir sind mitten in einer Liebesgeschichte.« (173)

Diesen Satz hätte mutmaßlich jeder der nicht nur »modernen Einsiedler« (so der etwas irreführende Untertitel von Derwahls Buch) genau so formulieren können, auch wenn deren Lebens- und Glaubensgeschichten auf den ersten Blick alles andere als Liebesgeschichten zu sein scheinen. Immer wieder wird deutlich, »dass es zwischen Gott und dem Menschen Ereignisse gebe, die unsere schönen Inszenierungen vom Leben einfach über den Haufen werfen.« (17) Solchen Ereignissen und den daraus folgenden Entscheidungen und Entwicklungen geht der Autor in den meisten der 15 Kapitel seines Buches (zuzüglich Vorwort) nach, in einigen stellt er in geistlicher Lesart Historisches zusammen über den Beginn des Anachoretentums in der ägyptischen Wüste, die syrischen Styliten oder die Mystik der großen Religionen. So ist ein Buch entstanden, das sich dem Eremitentum von unterschiedlichen Seiten her nähert und Wissenswertes mit Berührendem verbindet. Spannend und manchmal verstörend wirkt, was Derwahl über Eremiten – und eine Eremitin – des 20. und 21. Jahrhunderts schreibt, von denen manche – wie Thomas Merton oder Gabriel Bunge – u. a. durch ihre literarische Arbeit bekannt sind, die Namen anderer nur Eingeweihten etwas sagen. Er traf bei seinen Recherchen »keineswegs Weltfremde oder Verirrte ... , sondern starke Menschen. Jeder verschieden mit seinem besonderen Charisma, keineswegs abweisend und mit beiden Füßen auf dem kargen Boden ihrer jeweiligen Einsamkeit. Echte Abenteuerer, die in unserer amüsierten Zeit der Gottvergessenheit allein seine Nähe suchten ... Keine Selbstverliebtheit trieb sie



um, sondern eine enge Beziehung zur Welt, die sie nicht hinter sich gelassen, sondern mitgenommen hatten.« (10) Wie das in der jeweiligen Einzelbiografie aussieht oder ausgesehen hat, davon erzählt dieses Buch. Es zeigt zugleich die Gültigkeit des Ausspruches von Evagrius Pontikus über das Eremitentum: »Von allen getrennt, mit allen vereint.« (157)

Der wahls Buch spricht an und nimmt mit, sein Stil geht vom Beschreibenden gelegentlich in eine poetische Prosa über, ohne dabei die Realität zu verlieren. Kein erbaulicher Kitsch durchzieht diese Seiten, sondern ein großer Respekt vor dem Einmaligen und Besonderen, das Menschen mit Gott erleben. Auch wenn die Rezensentin bei der Lektüre gelegentlich dankbar dafür war, dass ihr eigener Weg bisher nicht durch solche Turbulenzen geführt hat, bleibt ihr doch ebenso das Gefühl der Dankbarkeit dafür, dass Menschen sich solche Wege führen lassen und dabei mitten in ihrer eigenen Liebesgeschichte mit Gott auch die Welt in Gebet und Fürbitte vor ihn stellen.

Sabine Zorn



Wunibald Müller: *Warum ich dennoch in der Kirche bleibe*, München: Kösel, 2016. 208 S., 17,99 Euro. ISBN 978-3-446-37168-6.

–: *Der Letzte macht das Licht aus? Lust auf morgen in der Kirche – eine Ermutigung*, Würzburg: Echter, 2017. 128 S., 12,90 Euro. ISBN 978-3-429-04392-6.

Wunibald Müller ist der langjährige Leiter des Recollectio-Hauses in Münsterschwarzach, in dem in die Krise gekommene Priester, Ordensleute, Seelsorgerinnen und Seelsorger für eine Zeit psychologische und seelsorgliche Begleitung finden. In den zwei kurz hintereinander erschienenen Büchern wirft Müller aus zwei unterschiedlichen Winkeln Licht auf eine (katholische) Kirche in der Krise.

Der Essay »Der Letzte macht das Licht aus?« ist aus einem Vortrag für die Priester und Diakone des Bistums Limburg und des Stadtdekanats Frankfurt entstanden. Er geht von der überall im Land wahrnehmbaren Krise der Kirche aus, die sich nicht zuletzt im Rückgang der Priesterweihen und des Kirchenbesuchs zeigt. Wenn man sich zugesteht, in der Krise zu sein, kann sie zur Chance werden. Zutrauen in Gottes stets gegenwärtige, erneuernde Kraft ist die erste Voraussetzung, dass der Kirche das gelingt – mit einem solchen Zutrauen können kirchliche Mitarbeiter und Christen überhaupt ohne Angst und ohne Denkverbote die Ursachen der Krise wahrnehmen und einen Weg finden, der in die Zukunft weist.

Eine wesentliche Aufgabe in der Erneuerung der Kirche sieht Müller (im Sinne C.G. Jungs) in der Auseinandersetzung mit dem eigenen Schatten. Wer seinen Schatten annimmt (das heißt nicht: ihn auslebt), findet zu größerer Ganzheit. Er verhindert zugleich, dass die im Schatten wohnenden Kräfte unkontrolliert und zerstörerisch ausbrechen. Diese Aufgabe des einzelnen gilt in gewisser Weise auch für die Kirche, gerade in ihrem Umgang mit Geld und Macht.

Die Kirche hat notwendig institutionelle Strukturen. Müller vergleicht diese mit dem menschlichen »Ego«. Wie dieses im Idealfall durch das »Selbst« umfassen und verwandelt wird, müssen die Strukturen der Kirche durch das eingeholt und verwandelt werden, wofür sie da sind: dass Menschen ihren Glauben leben können. Die Gottes-Erfahrung relativiert Institutionen und Dogmen. Ego und Selbst beginnen, auch in der Kirche, zu tanzen.

Der umfangreichere der beiden Titel, Warum ich dennoch in der Kirche bleibe, zeigt Müller als einen Mann, der die Abgründe der Kirche und der Menschen in ihr kennt – und der sie trotzdem liebt. Autobiographisch geht er entlang von seiner Sozialisierung im scheinbar unerschütterlichen katholischen Milieu der 50er Jahre über die Entdeckungen im Theologie- und Philosophie-studium und erste Konflikte mit der Glaubensbehörde über seine Dissertation zu seiner Arbeit im Recollectio-Haus. Von dort aus zeigt er wesentliche Bereiche auf, in denen er auf eine Erneuerung seiner Kirche hofft. Wie in dem anderen Bändchen plädiert er dafür, die Verkrustungen des Klerikalismus und die Freude an Macht und Statussymbolen zu verabschieden. Besonders aber widmet er einen größeren Abschnitt Fragen der Sexualität. Der Missbrauchsskandal hat ein grelles Licht auf das Problem einer unreifen Sexualität in der kirchlichen Mitarbeiterschaft geworfen. Fatal ist es, wenn Menschen an ihren eigenen Idealen oder denen der Kirche scheitern und dann, um das Scheitern nicht zeigen zu müssen, eine Art Doppelleben beginnen. Müller fordert einen neuen Umgang mit Homosexualität in der Kirche und die Freistellung des Zölibats für Priester.

Die Vision der Erneuerung kann nicht stehenbleiben bei Fragen der Sexualität. Viel weiter geht es Müller um eine »Kirche, der es zuerst um Gott geht« – woher sich die Dogmen, Exklusivitätsansprüche und Machtstrukturen in Frage stellen lassen müssen. Ein evangelischer Leser kann sich nicht darauf herausreden, das seien alles römisch-katholische Probleme. Gerade die wohlgenährten deutschen Landeskirchen stecken in der gleichen institutionellen Krise und übersehen bei aller strukturellen Reformfreudigkeit oft genug das, worum es ihnen eigentlich gehen müsste.

Florian Herrmann



Anschriften

Dr. Horst Folkers, Scheffelstraße 33, D-79102 Freiburg, horstfolkers@web.de

OLKR i.R. Reinhold Fritz, Hafenstraße 21, D-19055 Schwerin, reinfritz@gmx.net

Pfarrer Dr. Manfred Gerland, Kloster Germerode, Goldberstr. 3, D-37293 Herleshausen, Manfred.Gerland@ekkw.de

Vizepräsident Dr. Horst Gorski, Kirchenamt der EKD, Herrenhäuser Str. 12, 30419 Hannover, horst.gorski@ekd.de

Pfarrer Dr. Florian Herrmann, Friedhofstr. 1, D-95176 Konradsreuth, florian.herrmann@michaelsbruderschaft.de

Pfarrer Thomas Michael Kiesebrink, Hafenäcker 6, D-78333 Stockach-Wahlwies, kiesebrink@t-online.de

Pfarrer Dr. Frank Lilie, Braunsbergstr. 18, D-34131 Kassel, frank.lilie@michaelsbruderschaft.de

OKR Dr. Roger Mielke M.A., Kunosteinstr. 5, D-56566 Neuwied / Kirchenamt der EKD, Herrenhäuser Str. 12, D-30419 Hannover, roger.mielke@ekd.de

Prof. Dr. Andreas Müller, Institut für Kirchengeschichte, Leibnizstr. 4, D-24118 Kiel, AMylonas@o2online.de

Leitende Militärdekanin Petra Reitz, Evangelisches Militärdekanat Köln, Flughafenstraße 1, D-51147 Köln, petra.reitz@ekir.de

Sebastian Scharfe M.A., Kirchenamt der EKD, Herrenhäuser Str. 12, D-30419 Hannover, sebastian.scharfe@ekd.de

Pfarrer Dr. Heiko Wulfert, Kirchgasse 12, D-65326 Aarbergen, hwulfert@gmx.net

Pfarrerinnen i.R. Sabine Zorn, Königstr. 28c, D-59427 Unna, eszet@imail.de

*Das Thema des nächsten Heftes
wird »Einfach leben« sein.*



Quatember

Vierteljahresshäfte für Erneuerung und Einheit der Kirche

Herausgegeben von

Frank Lilie, Sabine Zorn und Matthias Gössling im Auftrag der
Evangelischen Michaelsbruderschaft, des Berneuchener Dienstes
und der Gemeinschaft St. Michael

Schriftleitung

Roger Mielke in Verbindung mit Sebastian Scharfe

Manuskripte bitte an:

OKR Dr. Roger Mielke · Kunosteinstr. 5 · 56566 Neuwied,
Telefon (01 51) 15 19 81 35, roger.mielke@ekd.de

Edition Stauda

Evangelische Verlagsanstalt GmbH, Leipzig
82. Jahrgang 2018, Heft 1

Bestellungen

Mitglieder der Evangelischen Michaelsbruderschaft, der Gemeinschaft St. Michael sowie des Berneuchener Dienstes richten ihre Bestellungen ebenso wie alle Änderungen nur an ihre jeweilige Gemeinschaft.

Nichtmitglieder richten ihre Bestellungen ebenso wie alle Änderungen nur an den Bestellservice oder an den Buch- und Zeitschriftenhandel. Abos können zum Jahresende mit einer Frist von einem Monat beim Bestellservice gekündigt werden.

Vertrieb: Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Blumenstraße 76 · 04155 Leipzig

Bestellservice: Leipziger Kommissions- und Großbuchhandelsgesellschaft (LKG) · Frau Nadja Bellstedt · An der Südspitze 1–12 · 04579 Espenhain

Tel. +49 (0)3 42 06–6 52 56 · Fax +49 (0)3 42 06–65 17 71

E-Mail: nadja.bellstedt@lkg-service.de

Preise: Einzelheft: EUR 7,50, Jahresabonnement: EUR 28,00 jew. inkl. Versand

Cover: Kai-Michael Gustmann, Leipzig

Satz: stm | media GmbH, Köthen

Druck: druckhaus köthen GmbH & Co. KG, Köthen

© 2018 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig

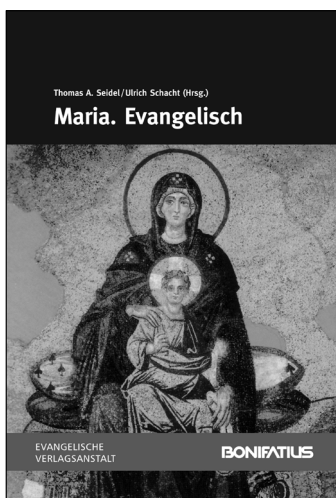
Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Heft wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

ISSN 0341-9494 · ISBN 978-3-374-05476-3

www.eva-leipzig.de



Thomas A. Seidel | Ulrich Schacht
(Hrsg.)

im Auftrag der Evangelischen
Bruderschaft St. Georgs-Orden

Maria. Evangelisch

Mit einem Nachdruck von Martin
Luther: Magnificat, verdeutscht
und ausgelegt (1521)

272 Seiten | Hardcover | 15,5 x 23 cm
ISBN 978-3-374-02884-9
EUR 19,80 [D]

Martin Luther selbst, in seiner noch selbstverständlichen Nähe zur Mutter Jesu, hat die Autoren des Buches inspiriert. Mit seiner Magnificat-Auslegung von 1521 legt er faszinierende theologische und spirituelle Spuren, die dazu dienen, »von großen Tatwerken Gottes zu singen, zu stärken unseren Glauben, zu trösten alle Geringen und zu schrecken alle hohen Menschen«. Die Autoren des schön gestalteten und bildreichen Buches gehen mit Verve den theologischen und künstlerischen Dimensionen einer evangelischen Wiederannäherung an Maria nach.



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig www.eva-leipzig.de

Tel +49 (0) 341/ 7 11 41 -44

shop@eva-leipzig.de



Jürgen Becker

Maria

Mutter Jesu und erwählte Jungfrau

Biblische Gestalten (BG) | 4

320 Seiten | Paperback | 12 x 19 cm

ISBN 978-3-374-01932-8

EUR 18,80 [D]

Bei einem Gang durch das Urchristentum lässt der Autor die historische Gestalt der Maria und die Marienbilder lebendig werden. Die Leserinnen und Leser erhalten durch das verständlich und anschaulich geschriebene Buch umfassende Informationen über Entwicklung und Wandel des Marienbildes in den ersten zwei Jahrhunderten.

Ebenso interessant sind die Ausblicke auf die Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte. Sie zeigen, wie in der Frühzeit des Christentums die Grundlagen für die weitere Entwicklung der Mariologie und der Frömmigkeitsgeschichte gelegt wurden. Darüber hinaus werden die vielfältigen Einflüsse der Marienbilder auf Kunst und Dichtung dargestellt.

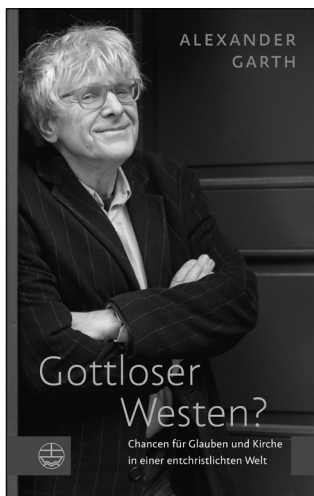
Ein kleiner Abschnitt informiert auch über das islamische Marienbild. Mit einer Skizze zur gegenwärtigen ökumenischen Situation schließt der Band.



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig www.eva-leipzig.de

Tel +49 (0) 341/ 7 11 41 -44

shop@eva-leipzig.de



Alexander Garth

Gottloser Westen?

Chancen für Glauben und Kirche in
einer entchristlichten Welt

224 Seiten | Klappenbroschur |
12 x 19 cm
ISBN 978-3-374-05026-0
EUR 15,00 [D]

Während weltweit Religion, insbesondere das Christentum, boomt, neue kraftvolle Gemeinden entstehen und sich ganze Landstriche dem Glauben zuwenden, leeren sich im kulturellen Westen die Kirchen und die gesellschaftliche Gestaltungskraft des Christentums schwindet. Europa ist eine säkulare Insel im religiösen Meer. Worin könnten die Gründe dafür liegen, dass die Kirchen außerhalb der westlichen Hemisphäre lebendig sind, ausstrahlen und begeistern, während das Christentum des Westens eigenartig müde, kraftlos und überaltert wirkt?

Der bekannte Pfarrer und Publizist Alexander Garth findet sechs Indikatoren für das enorme globale Wachstum des Christentums und benennt vier Faktoren, die in ihrem Zusammenspiel zu einer Säkularisierung der westlichen Gesellschaften führen. Im zweiten Teil des Buches geht es um die Frage, wie die Kirchen in Deutschland darauf reagieren können. Hat der Glaube eine Zukunft oder müssen wir sein Aussterben hinnehmen?



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig www.eva-leipzig.de

Tel +49 (0) 341/ 7 11 41 -44

shop@eva-leipzig.de